

Bezugspreis:
Mittels 70 Pfennig monatlich
A. Reichsmark voraus zahlbar.

Der 'Vorwärts' mit der Sonntag-
beilage 'Woll und Feil' mit 'Sied-
luna und Ringarten' sowie der
Beilage 'Unterhaltung und Wissen'
und Frauenbeilage 'Frauenstimme'
erscheint wochentäglich zweimal,
Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse:
'Sozialdemokrat Berlin'

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Redaktion: Dönhofs 292-295
Verlag: Dönhofs 2506-2507
Auf der Reichs-Postkammer-Post: Wilhelm 5744

Donnerstag, den 7. Mai 1925

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Postfachkonto: Berlin 37536 - Bankkonto: Direktion
der Postkontogeschäfte, Berlin SW 68, Linden-
straße 3, abgeben werden. Geöffnet
von 9 Uhr früh bis 5 Uhr nachm.

Anzeigenpreise:
Die einseitige Kontrakt-
zeile 70 Pfennig. Kleinanzeigen
4. Reichsmark. 'Kleine Anzeigen'
das festgedruckte Wort 20 Pfennig
(zulässig zwei festgedruckte Worte),
jedes weitere Wort 10 Pfennig.
Stellenangebote das erste Wort
10 Pfennig, jedes weitere Wort
5 Pfennig. Worte über 15 Buch-
staben zählen für zwei Worte.
Familienanzeigen für Abonnementen
Zeile 30 Pfennig.

Anzeigen für die nächste Nummer
müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im
Postgeschäft, Berlin SW 68, Linden-
straße 3, abgeben werden. Geöffnet
von 9 Uhr früh bis 5 Uhr nachm.

Die Wahlmethoden des Rechtsblocks.
Sozialdemokratischer Protest gegen die Hindenburg-Wahl.

Wir veröffentlichen weiter unten den Hauptinhalt eines
Protests, den die Sozialdemokratische Partei beim Wahl-
prüfungsgericht gegen die Gültigkeit der Wahl vom 26. April
eingebracht hat. Er zeigt, mit welchen Riesenschritten wir uns
wieder jenen Zuständen nähern, die Preußen-Deutschland zu
einem Junkerparadies gemacht haben.

Den preussischen Junkern war das freie und gleiche Wahl-
recht stets in heißer Seele verhasst. So war das preussische
Landtagswahlrecht der guten alten Zeit nicht nur indirekt,
nicht nur von der Höhe der Steuerleistung abhängig, es zwang
auch jeden Wähler, mündlich und öffentlich seine Stimme
abzugeben. Es gab infolgedessen gesegnete Gegenden Ost-
preudiens, in denen schon die Abgabe einer nationalliberalen
Stimme ein Wagnis war, von dem kleinen Selbstmordversuch
einer freisinnigen oder sozialdemokratischen Stimmabgabe gar
nicht zu reden.

Bei den Reichstagswahlen erfolgte die Stimmabgabe seit
je geheim. Aber welche jahrzehntelangen Kämpfe mußten
geführt werden, um das Wahlgeheimnis und damit die Wahl-
freiheit auch nur einigermaßen zu sichern! Dem Gesetz, das
dem Bürger die Wahlfreiheit zusicherte, ein Schnippchen zu
schlagen, galt da als Herrenrecht und standesgemäße Passion.

Daß ein Arbeitgeber seine Arbeiter der Reihe nach mit
dem 'richtigen' Stimmzettel in der Hand zur Wahl an-
treiben und die Stimmabgabe von willkürlichen Angestellten
übermachen ließ, gehörte nicht zu den Seltenheiten. Die Vor-
schriften, die das Wahlgeheimnis sichern sollten, waren sehr
unzulänglich und ermöglichten jeden Mißbrauch. Umschläge
für die Stimmzettel, Wahlzellen, vorchriftsmäßige Wahl-
urnen gab es nicht. Es wurden also Zigarrentisten
und Suppenterrinen als 'Wahlurnen' verwendet; je
enger das Gefäß war, desto besser diente es seinem Zweck.
Denn, was der Wahlakt geschlossen, so wurde das Gefäß so
umgekippt, daß die Zettel genau so zu liegen kamen, wie sie
abgegeben waren. Ein Schriftführer hatte inzwischen die
Wähler in der Reihenfolge, in der sie abgestimmt hatten,
numeriert. Es war also kein Kunststück, genau festzustellen,
wie jeder einzelne gestimmt hatte.

Wer einen unerlaubten Stimmzettel abgegeben hatte, be-
kam die Folgen davon sehr bald zu spüren. Kein Wunder,
daß in manchen Gegenden kein Wähler wagte, anders zu
stimmen, als es der Obrigkeit und den Arbeitgebern ge-
nehm war.

Gegen diese schmutzigen, das freie Wahlrecht verfälschen-
den Praktiken führte die Sozialdemokratie einen
jahrzehntelangen erbitterten Kampf. Sie kämpfte, um ein heute
beliebtes Schlagwort zu gebrauchen: 'für die Reini-
gung des öffentlichen Lebens'. Dabei stieß sie
auf den ähnen Widerstand jener reaktionären Kreise, die sich
damals konservative Partei nannten und die heute in der
Deutschnationalen Partei konzentriert sind.

Endlich gelang es der Sozialdemokratie, gemeinsam mit
der anderen Linksparteien, die gleichfalls unter diesem Wahl-
terror litten, jene Vorschriften zur Sicherung des
Wahlgeheimnisses durchzusetzen, die heute noch gültig
sind. Es mußte dafür gesorgt werden, daß der Wähler un-
beaufsichtigt seinen Stimmzettel in einen undurchsichtigen
Umschlag stecken konnte, daß besondere Wahlurnen angefertigt
wurden, die durch ihre Breite und Tiefe ein Aufeinander-
schichten der Stimmzettel unmöglich machten usw.

Die Rechte stimmte gegen diese Reform. Als sie dennoch
zur Wirklichkeit geworden war, ließ sie in ihrer Presse ihre
Wut über sie aus und benannte die Zellen, in denen die
Wähler nunmehr frei und unkontrolliert ihre Stimmen ab-
geben konnten, mit dem Ekelnamen: 'die Wahlklosetts'.
Man sieht, die Phantasie der Edelften und Besten strebte
immer schon zu jenen Sphären, in denen sie sich auch heute
heimlich fühlt.

An diese Kämpfe aus vergangener Zeit muß man sich
erinnern, wenn man den sozialdemokratischen
Wahlprotest richtig würdigen will. Derselbe Druck, der
in früheren Zeiten angewandt wurde, um die Opposition
niederknallen zu lassen, ist auch bei der Hindenburg-Wahl am
26. April wieder fühlbar geworden.

Sicher hat der Protest recht, wenn er sagt, daß die von
ihm behaupteten Wahlmißbräuche nur einen kleinen
Teil der tatsächlich vorgekommenen darstellen. Hat doch die
deutschnationalen Presse in ihrem ersten Triumph selber eine
ganze 'Ehrenliste' kleiner Ortsgemeinden veröffentlicht, in denen
andere Stimmen als für Hindenburg überhaupt nicht abge-
geben worden sind. Wie solche 'einmütige' Wahlen meist

zustandekommen, weiß man doch zur Genüge. Daß es sich
hier um den Ausdruck einer in voller Freiheit gebildeten
gemeinsamen Ueberzeugung handelt, mag man demjenigen
einreden, der nicht genug ist, es zu glauben.

Der reaktionäre Terror geht um. Wo er in
legalen, gesetzlich nicht greifbaren Formen auftritt, geht er
am lichten Tag spazieren. Deutschnational ist heute einfach
die standesgemäße Gesinnung der 'guten Gesellschaft' von
Treuendriehsen und Rudenwalde; wer etwas auf sich hält, wer
nicht gesellschaftlich boykottiert und in seiner Existenz geschädigt
sein will, der muß sich schwarzweihrot gebärden.

So gefestigt geht er nun auch schon wieder daran, das
Wahlgeheimnis anzugreifen und die Wahlfreiheit zu ge-
fährden. Erst wird der Wähler durch Boykottandrohungen an
die Wahlurne getrieben, dann wird durch durchsichtige Um-
schläge seine Stimmabgabe kontrolliert. Laßt es eine Weile
so weitergehen, und die untertänige Plebs wird wieder mit
dem befohlenen Stimmzettel in der Hand vor Suppenterrinen,
die als Wahlurnen gelten, Kolonade stehen.

Daß es nicht so weitergeht, dafür will der sozialdemo-
kratische Protest wirken. Wenn nicht einem großen Teil
der Wähler die verfassungsmäßige Wahlfreiheit verloren
gehen, wenn nicht das Volk nach dem Ergebnis gescheiter
Wahlen regiert werden soll, dann muß jeder Rückkehr zur
'guten alten Zeit' ein Riegel vorgeschoben werden.

Wenn das Junkertum in Preußen zur Macht strebt,
so hat es dafür hundert Gründe. Einer davon ist, daß es die

Bewahrung in die Hand bekommen will, um wieder Wahl en
machen zu können. Natürlich wird es diese Absicht mit der
Miene der entrüsteten Unschuld bestreiten, denn so etwas tut
man zwar, aber man sagt es nicht. Aber wie in der guten
alten Zeit Wahlen gemacht wurden, dafür liefert die
Geschichte ein wahrhaft erdrückendes Material. Auf Wunsch
kann damit gedient werden!

Es liegt im Wesen der Demokratie, daß sie ihren eigenen
Gegnern gleiche Chancen gibt wie ihren Anhängern. Aber
sie bleibt auf dem Boden gerechter und notwendiger Selbstver-
teidigung, wenn sie Uebergriffen der Gegner wehrt, die ihre
Grundfesten anfasten. Zu ihren Grundfesten gehört das
Recht jedes Staatsbürgers, sich selber frei seine Ueberzeugung
zu bilden und seiner Ueberzeugung gemäß seine Stimme in
die Waagschale der Entscheidung zu werfen. Selber Terror zu
üben, ist ihrem Wesen zuwider, destoweniger kann sie den
Terror dulden, den ihre Feinde gegen sie ausüben.

Keine Wahlen sind das erste Erfordernis für die so
stürmisch geforderte 'Reinigung des öffentlichen Lebens'!

Der Sozialdemokratische Wahlprotest.

Der sozialdemokratische Parteivorstand hat gegen die
Gültigkeit der Reichspräsidentenwahl vom 26. April beim
Wahlprüfungsgericht Einspruch erhoben. Aus der Begrün-
dung des Einspruchs geben wir die wichtigsten Stellen wieder:
'Die Dinge liegen durchaus nicht so, daß die Gültigkeit der Wahl
vom 26. April außer Zweifel stehe. Es häufen sich vielmehr von

Frankreichs Vorgehen in Marokko.

Ein neues militärisches Abenteuer.

Paris, 6. Mai. (Eigener Drahtbericht.) Im Widerspruch zu
der noch zu Beginn dieser Woche von amtlicher französischer Seite
erfolgten Ablehnung scheint Frankreich die durch die Offensive
Abd el Kerims in Marokko geschaffene Situation sich zunutze
machen zu wollen, um sich in den Besitz der im Abkommen von 1912
den Spaniern zugesprochenen südlichen Zone zwischen Tetuan
und Melilla zu setzen. Abd el Kerim, dem Führer der im Riff
ansässigen Stämme, ist es bekanntlich gelungen, die von Primo
de Rivera selbst geführten spanischen Truppen aus der Küstenzone
zu vertreiben und die Spanier auf die unmittelbare Umgebung der
Städte Ceuta und Tetuan im Westen und auf die Gegend von
Melilla im Osten der Küste zurückzudrängen. Frankreich beruft sich
nun neuerdings auf eine Klausel des Marokko-Abkommens vom
Jahre 1904, aus der es für sich das Recht ableitet, im Interesse
der militärischen Sicherheit die von den Spaniern geräumten Ge-
biete zu besetzen. Allerdings dürfte die von dem Marschall Liau-
they befehligte französische Operationsarmee bei einem Versuche
dieser Art mit dem erbittertesten Widerstand der ungewöhnlich kampfer-
probten Stämme zu rechnen haben. Abd el Kerim, der
nicht nur über zahlreiche Artillerie und andere Kampfmittel der
modernen Kriegstechnik, sondern außerdem auch über eine Anzahl
von Flugzeugen verfügt, soll entschlossen sein, die Unabhängigkeit
des Rif, zu dessen Sultan er sich bereits vor Monaten hat aus-
rufen lassen, bis zum letzten Mann zu verteidigen, so daß dieses
neue kriegerische Abenteuer, in das Frankreich durch
seine militärischen Führer hineingezogen zu sein scheint, dem Lande
sehr teuer zu stehen kommen kann.

Ein Erfolg der Rifkämpfe gegen die Franzosen.

Tanger, 6. Mai. (TL.) Aus Rabat wird gemeldet, daß die
Rifkämpfe der von Taza aus vorgehenden Kolonne unter General
Cambay eine schwere Niederlage beigebracht haben. Die
Franzosen mußten sich auf Taza zurückziehen und verloren etwa
30 Tote, über 100 Verwundete und zahlreiche Gefangene. Im oberen
Nerghafale wurde ein französisches Flugzeug auf dem Rückweg zur
Landung gezwungen. Der Führer und zwei Beobachter wurden ge-
fangengenommen. Die Eingeborenen in der französischen Marokko-
zone verhalten sich ruhig. Ein großer Teil macht jedoch aus seinen
Sympathien zu Abd el Kerim keinen Hehl. Die französische Verwal-
tung hat die schärfsten Maßnahmen getroffen, um das Ausbrechen
von Unruhen zu verhüten.

Fernwirkung der Hindenburg-Wahl.

Schwankung der französischen Kommunisten.
Paris, 6. Mai. (W.T.B.) Die Parteien beschäftigen sich mit
der Parole für die am kommenden Sonntag stattfindenden Kom-

munisten. Die Kommunisten haben in Lille
ihre Kandidaten zugunsten der Sozialisten zu-
rückgezogen und in Paris bei 31 Stichwahlen nur sechs eigene
Kandidaten aufrechterhalten, in den übrigen Wahlbezirken jedoch
ihre Anhänger aufgefordert, zugunsten der Kandidaten
des Kartells der Linken, hauptsächlich zugunsten
der Sozialisten zurückzutreten.

Russen-Hausse in Paris.

Paris, 6. Mai. (W.T.B.) Seit zwei Tagen haben alle russischen
Wertpapiere, die Industriaktien sowohl als auch die Staatsobliga-
tionen, eine bedeutende Hausse zu verzeichnen, die sich einer-
seits auf die Konzeption zurückführen läßt, die die amerikanische
Gesellschaft Bena Goldfields erhalten hat, andererseits aber auch
auf den günstigen Verlauf der französisch-russischen Ver-
handlungen über die Anerkennung der zaristischen Staatsschuld
durch die Sowjet-Regierung.

Amerikas Friedensultimatum.

New York, 6. Mai. (W.T.B.) Durch Junkspruch. 'Evening
Post' schreibt zu der Rede des Vorkämpfers Houghton in Lon-
don: Er habe Amerikas Friedensultimatum an die
alle Welt überreicht. Dies sei keine neue Politik, Coolidge habe
sie vor einem Jahr bekannt gegeben. Diese Politik sei auch nicht
gegen Frankreich oder irgendein anderes Land gerichtet, sondern
schließe das ganze Europa ein. Jedes Wort der Rede des Vor-
kämpfers Houghton spiegele die Gefühle und die feststehenden Mei-
nungen jenes Amerika wieder, mit dem Europa rechnen müsse.

Wenn kommt die Abrüstungsnote?

Wieder eine ausweichende Auskunft Chamberlains.

London, 6. Mai. (W.T.B.) Unterhaus. Auf eine Anfrage,
w a n n beabsichtigt sei, die deutsche Regierung über die Verichlungen
gegen die Abrüstungsklauseln des Versailler Vertrages zu
benachrichtigen, erwiderte Chamberlain, er hoffe, daß die
Alliierten sehr bald in der Lage sein werden, der deutschen Re-
gierung eine Note über diese Angelegenheit zu überreichen; er
könne jedoch keine Andeutung über das genaue Datum geben.

Allgemeines Wahlrecht in Japan. Das Gesetz, das das allge-
meine Wahlrecht in Japan einführt, ist nunmehr im Staatsanzeiger
veröffentlicht worden. Die ersten Wahlen nach dem neuen Gesetz
werden im Jahre 1928 stattfinden.

Tag zu Tag die Mittelungen über unzulässige, gefeh-
wirdige Wahlbeeinflussungen, die in ihrer Gesamtheit
sehr wohl zur Ungültigkeitserklärung der Wahl führen
können. Besonders aus den ländlichen Kreisen laufen fortge-
setzte Redungen ein über das Wiederauftauchen der stur-
pökösen Wahlpraktiken, die vor dem Kriege oft zur Kon-
fiskation von Wahlen geführt haben und die in den ersten Jahren nach
dem Kriege zunächst aus Furcht vor der Volksmasse nicht mehr ge-
macht wurden.

In zahlreichen ländlichen Orten haben jetzt landwirtschaft-
liche Besitzer oder ihre Angestellten wieder landwirtschaftliche
Arbeiter und sonstige wirtschaftlich von ihnen abhängige Personen
durch Drohungen mit Entlassung oder wirtschaftlichen Nachteilen
zur Stimmabgabe für den Reichsblock gezwungen.

Darüber wird ganz allgemein geklagt aus Ostpreußen, Pom-
mern und Teilen der Provinzen Brandenburg und Sach-
sen. Nicht selten ist solcher wirtschaftliche Druck auch von amt-
lichen Stellen ausgeht. Wie dreist die Vergewaltigung wirt-
schaftlich abhängiger Wähler betrieben worden ist, zeigt der Ter-
ror, der vom Reichsblock vielerorts gegen die Wäch-
samen des ersten Wahlganges ausgeübt worden ist. Auch amtliche
Stellen haben sich eine unzulässige Beeinträchtigung der Grundregeln
des Wahlrechts zuschulden kommen lassen.

Wir halten uns verpflichtet, das uns bisher schon zugegangene
Material über unzulässige Wahlbeeinflussungen nachstehend dem
Wahlprüfungsgericht zu unterbreiten und bemerken, daß uns noch
unausgesehlt weiteres Material zugeht.

I. Verurteilung von Nichtwählern.

Der Reichsblock hat überall mittels Postkarten und öffent-
licher Erklärung allen Wählern, die ihr Wahlrecht nicht aus-
üben würden, in drastischer Weise mit Verurteilung und Boykott ge-
droht. Die beifolgende Postkarte aus Osterloh, die an die Nicht-
wähler gerichtet ist, schließt:

Sollten Sie dieser nationalen Verpflichtung nicht nachkommen,
so werden wir dafür sorgen, daß Ihr Name in einer zulässigen
Weise der Öffentlichkeit bekannt gegeben wird.

Noch brutaler ist ein ganzseitiges schwarzweißrot umrahmtes
Zeitungsinsert des Reichsblocks des Kreises Gardelegen
folgenden Wortlauts, das wir im Original vorlegen:

Achtung, bürgerliche Wähler!

12 Millionen Nichtwähler haben bei der ersten Reichsprä-
sidentenwahl teils aus Gleichgültigkeit, teils aus Feigheit verschul-
det, daß eine zweite Wahl stattfinden muß. Diese Millionen
stammen fast ausschließlich aus den Reihen der Bürgerlichen.
Wahlrecht ist Wahlpflicht!

Wer am 26. April als Bürgerlicher (Mann oder Frau) durch
Fernbleiben von der Wahl Vaterlandsverrat begeht,
wird öffentlich an den Pranger gestellt werden.

Der Reichsblock des Kreises Gardelegen ist entschlossen, die
Namen dieser Vaterlandslosen rückwärtslos zu
veröffentlichen. Es werden deshalb die Vertrauensmänner
in Stadt und Land hiermit aufgefordert, die Nichtwähler
ihres Bezirkes festzustellen und die Namen dieser Ehr-
losen dem Wahlbureau des Reichsblocks, Ritzelstr. 374 I, an-
schließend an das Wahlergebnis, unmittelbar mitzuteilen.
Sollte auch hierbei eine oder die andere Ortschaft versagen,
so wird dieselbe ebenfalls der Öffentlichkeit bekannt-
gegeben werden. Wer in der Stunde höchster vaterländischer
Gefahr seine Mitbürger im Stich läßt, und durch selbige Wahl-
flucht das Vaterland offensichtlich verrät, hat seine bür-
gerliche Ehre verspielt und verdient die Ver-
achtung aller Mitmenschen.

Der Reichsblock des Kreises Gardelegen.

Diese Achtung Wahlsumiger ist eine strafbare Verur-
teilung und eine Vergewaltigung der Wahlfrei-
heit, die hier zur Wahlpflicht gestempelt ist, während der Reichs-
block ausdrücklich die Einführung der Wahlpflicht abgelehnt hat. Da
dieser Druck öffentlich erfolgt ist und von den wirtschaft-
lich mächtigen Kreisen des Landkreises Garde-
legen ausgeht, hat er zweifellos das Wahlergebnis in unzuläs-
siger Weise zugunsten des Reichsblocks beeinflusst. Deshalb ist das
ganze Wahlergebnis des Kreises Gardelegen für ungültig zu er-
klären und dort die Wiederholungswahl anzuordnen.

Konzertabschluss.

Musikumschau von Kurt Singer.

Gerade zur rechten Stunde, beim sommerlichen Abschied von den
Konzerttagen ruft ein kritischer Kopf zur Sammlung der Gedanken.
Sigmund Pistling in Schrift, Sprache und Empfinden einem
modernen Stil hingegeben, spricht über „Moderne Musik“. In
zwei Stunden wird dialektisch ein Weg von Beethoven über den
„Tristan“-Wagner bis Strauss, Strawinsky, Schönberg abgegriffen.
Schlagworte weiten sich zu Ideen und zu deren Begründung,
elastischer Ausdruck weiß Rätsel impressionistischer und expressio-
nistischer Musikgebäude zu klären. Nur Leidenschaft, klares Wissen
und distanzierter Erleben können solche Entwicklungen in einer Kunst
abhalten. Wo die Möglichkeit der Erklärung aus Eigensehen der
Musik heraus wirklich nicht besteht, da führt der Vergleich mit
Schweizerkünsten zu Ergebnissen und Analogien. Auch hier wachte
Pistling klug zu leiten, und er überzeugte schließlich viele durch das
Beispiel am Klavier und aus dem Grunde seiner hochbegabten Frau
Nora Boas-Pistling.

Was ist das Wesen genialer Musik? Liebst Frage aller
ästhetisch-philosophischen Fragen. Nicht der Einfall, nicht das Thema,
nicht das Melos macht Töne zu Erlebnisstoff, nicht das noch so
schöne oder große Aperçu des Dirigenten läßt uns in den Bann
sinfonischer Bilder geraten; sondern die unbewußte Ordnung, die
Notwendigkeit des Ablaufs, die unbewußte Formung elementarer
Motive, die latente Kraft, die da urgewaltig zu Steigerungen und
Waltungen treibt. Die Organik eines Kunstwerks aufzuweisen —
weshalb ein Unterfangen! Fritz Cassirer hat es versucht in seinem
groß angelegten Buch „Beethoven und die Gestalt“. Ein
Philosoph, ein Mathematiker, und dennoch ein Künstler, ja, einer,
die dieses unsichtbare Wachsen gesehen, die schöpferische Welt im
Reim und in der Entwicklung Beethovenscher Gedanken erlebt hat.
Schwerste geistige Arbeit, hier ins Kleinste zu folgen, höchste Ge-
winn, wenn auch nur ein einziges Mal dieser Geburts- und Werbe-
akt mitempfinden wurde. Die Urzelle, den mystischen Geist hat
Cassirer in Beethovens Quartetten, Sonaten, Sinfonien erspielt.
Das graphische Bild liegt in Schönheit und Klarheit vor uns. Eine
leuchtende Lebensarbeit sei dankbar gegrüßt!

Clara Dux singt wieder in Berlin. Vor der Operette noch
auf dem Podium der Philharmonie. Mit süßen flüsternden Kopf-
stimmchen, mit der Vorsicht einer Künstlerin, die eine Begrenzung ihrer
Kraft fühlt. Schmiegsam und weich der Vortrag, ganz frau-
lich, also auch nicht frei von Schmelzerei und Koffetier. Das Herz der
jungen Mädchen gehört ihr immer noch. Die Männer werden stetig
bei dem gar zu glatten, gleichmäßigen Blüthen im Büchlein
Schuberts. Erinnert ihr euch, wie Reschert diesem flüchtigen Weg
Leben, Bewegung, Seele gab?

II. Durchsichtige Stimmzettelschlüsse.

Der § 45 der Reichsstimmmordnung verlangt, daß die Wahlum-
schläge „durchsichtig“ sein müssen, um eine Kontrolle der
Abstimmung zu verhindern.

Gegen diese klare Bestimmung ist in verschiedenen Gegenden
des Reiches verstoßen worden. Es sind dünne und hellfarbige Um-
schläge verwendet worden, durch die klar erkennbar war, in welchen
der Kreise des Stimmzettels das Kreuz des Wählers gemacht wor-
den ist.

Verstöße gegen diese Bestimmung stellt der Protest fest
für die Wahlkreise Bremen, Halle-Merseburg,
Magdeburg, Braunschweig, Thüringen,
Oberbayern und Dresden. Aus dem Wahlkreis
Magdeburg stellt der Protest fest:

„Im Kreise Wolmirstedt des Wahlkreises Magdeburg
sollen die durchsichtigen Stimmzettel zu 50—60 Proz. Verwendung
gefunden haben. Die Wahlvorsteher sollen die Umschläge

vielech unauffällig gegen das Licht gehalten haben,

aber auch ohne eine solche Prozedur ist leicht durch den Umschlag
hindurch zu sehen, wo das Kreuz gemacht ist. Es wird auch be-
richtet, daß die Wahlvorsteher den Umschlag so lange aufrecht auf
die Wahlurne gestellt und gewartet haben, bis der Schriftführer den
Wähler in der Liste angekreuzt hatte, wobei unauffällig kontrolliert
werden konnte, wie gestimmt worden war. Aus Bertingen,
Kreis Wolmirstedt, wird die Verwendung solcher Umschläge von
Herrn Ludwig Grimm, der stellvertretender Wahlvorsteher war,
bestätigt. Aus dem Kreise Wolmirstedt werden die beiliegenden
beiden Umschläge überreicht, von denen der eine dunkelblau und
undurchsichtig, der andere hellgrün und durchsichtig ist.“

Nachdem aus sieben Wahlkreisen solche Verstöße
gegen das Wahlgeheimnis gemeldet werden und anzunehmen ist,
daß sie auch noch in anderen Wahlkreisen erfolgt sind, ist es not-
wendig, festzustellen, inwieweit das Gesamtergebnis der
Wahl vom 26. April davon beeinflusst worden ist. Ueberall,
wo durchsichtige Wahlumschläge verwendet worden sind, ist die Vor-
nahme der Wiederholungswahl erforderlich.

III. Ungültige Stimmzettel.

Für den zweiten Wahlgang waren amtlich rote Stimm-
zettel vorgeschrieben. Trotzdem sind mancherorts weiße
Stimmzettel ausgegeben worden. Diese sind teils für gültig,
teils für ungültig erklärt worden.

Aus Ostpreußen wird folgender Fall der Beanstandung
weißer Stimmzettel gemeldet, der die ganze Wahlumgebung dort
drastisch beleuchtet:

„Bei der letzten Wahl am 26. April wollten meine Frau und
ich auf unsere Stimmzettel in Gr. Hanswalde, Kreis
Rohrungen, wählen. Beim Eintritt ins Wahllokal gab ich
beide Stimmzettel am Vorstandstisch ab, und wir erhielten je
einen Stimmzettel mit Umschlag. Meine Frau wählte zuerst und
steckte den Umschlag mit ihrer Stimme eigenhändig in die Wahl-
urne, weil niemand an der Urne war, der ihr den Umschlag ab-
nahm, noch sie daran hinderte. Derweils hatte auch ich gewählt
und trat aus dem Wahlraum an die Urne. Indem bemerkte
jemand am Vorstandstisch: „Sind die Stimmzettel aus
weißem Papier überhaupt gültig?“ Daraufhin wurde
mir meine Stimme nicht mehr abgenommen, und
meine Frau wurde im barocken Tone darüber zur Rede gestellt,
wie sie überhaupt dazu komme, ihre Stimme eigenhändig in die
Urne zu stecken. Ich protestierte gegen die Zurückweisung meiner
Stimme, weil mein Stimmzettel ausdrücklich zur Abstimmung am
26. April 1925 (zweiter Wahlgang) ausgestellt war. Der Wahl-
vorsteher Hoffmann (Amtsvorsteher und mein verbitterter Gegner)
erklärte kategorisch, indem er mir meinen Stimmzettel hinwarf:
„Machen Sie, was Sie wollen. Hier wählen Sie
nicht.“ Die Zurückweisung meines Stimmzettels ließ ich mir
auf der Rückseite deselben vermerken.

Ich legte mich sofort telephonisch mit dem Kreiswahlleiter
Rohrungen, dem Herrn Landrat, in Verbindung und bat ihn,
den Wahlleiter von Gr. Hanswalde anzuweisen, mich wählen zu
lassen.

Am Sonntag, den 27. April, hielt ich dem Gemeindevorsteher
von Gr. Hanswalde das vor, und er behauptete auch, daß der
Stimmzettel richtig wäre, er habe einen gleichen aus meinem

Papier, ausgestellt aus Hohenstein, Ostpreußen, bei der Wahl in
Gr. Hanswalde erhalten.

Otto Orłowski, Lehrer.“

Vom Landrat in Rohrungen ging, datiert vom 28. April, bei
Herrn Orłowski folgender Bescheid ein:

„Auf die telephonische Anfrage vom 26. April.

In der Abstimmungsbescheinigung Gr. Hanswalde, den
26. April 1925, ist vermerkt, daß der Wähler Lehrer Otto
Orłowski, Gr. Hanswalde, der einen Stimmzettel, ausgestellt vom
Gemeindevorsteher Gr. Hanswalde, Kreis Osterode, am 26. April
1925 vorwies, zurückgewiesen wurde, weil der Stimmzettel weiß war,
und er nach der Stimmmordnung einen roten Stimmzettel
haben mußte. Der Abstimmungsbescheinigung ist eine Niederschrift
des Abstimmungsbescheinigungsvorstandes beigelegt, wonach Ihre Ehefrau vor
Anerkennung ihres Stimmzettels entgegen den Bestimmungen des
§ 117 der Reichsstimmmordnung vom 14. März 1924 unter Ueber-
gehung des Wahlvorstandes einen Umschlag mit Inhalt selbst in
die Urne gesteckt hat. Der Stimmzettel ist ebenfalls der Ab-
stimmungsbescheinigung beigelegt. Sämtliche Abstimmungspapiere
sind heute dem Kreiswahlleiter bzw. Kreiswahlleiterschule in Königs-
berg zugegangen, dem die weitere Prüfung des Abstimmungs-
ergebnisses obliegt. Dem Staatsanwalt in Braunschweig ist Mit-
teilung über die eigenmächtige Handlung Ihrer Ehefrau gemacht
zwecks Prüfung, ob und inwieweit eine strafbare Handlung nach
§ 108 Abs. 2 des Reichsstrafgesetzbuches vorliegt.“

Demnach ist auch hier ein weißer Stimmzettel zurückgewiesen
worden, der hier beigelegt wird.

Gleichzeitig will man den Staatsanwalt in Bewegung setzen,
weil angeblich zu Unrecht mit einem weißen Stimmzettel gewählt
worden ist. Dabei ist der Stimmzettel erst beanstandet worden,
nachdem der Umschlag bereits in der Urne war und vorher
beide Stimmzettel als gültig abgenommen worden waren,
bevor Umschlag und Stimmzettel verabschiedet worden sind.

Das Wahlprüfungsgericht muß generell aussprechen, ob weiße
Wahlzettel, aus denen erkennbar war, daß sie für den zweiten
Wahlgang ausgegeben waren, gültig sind oder nicht. Das Gericht
muß auch darüber beschließen, ob die Zurückweisung gülti-
ger Wahlzettel im Zusammenhang mit den übrigen in
diesem Protest ausgeführten Einwänden gegen die Gültigkeit der
Wahl das Gesamtergebnis entscheidend beeinflusst haben kann.

IV. Verstöße von Wahlvorstehern.

Aus vielen Wahlkreisen wird geklagt, daß die Bestimmungen
über die Wahlzellen sehr lax gehandhabt seien, daß oft mehrere
Wähler zugleich die Wahlzelle betreten haben und daß das An-
kreuzen der Stimmzettel beobachtet worden sei.

In Werder bei Tiedinghausen (Braunschweig) hat der Ge-
meindevorsteher, der zugleich Wahlleiter war, den Wählern
schon vor dem Wahltage

Stimmzettel ins Haus geschickt, auf denen der Name Hindenburg
angekreuzt war.

Am Wahltage war im Wahllokal keine Wahlzelle vorhanden.
Die Wähler mußten ihre Stimmzettel auf dem Tisch des
Wahlvorstandes ankreuzen, so daß jeder sehen konnte,
wen sie wählten. Der Wahlvorsteher wies bei der Ausgabe der
Stimmzettel auf den Namen Hindenburg und sagte dem Wähler:

„Den mußt Du zeichnen, den habe ich auch gewählt.“

Als er auf das Gefehwidrige dieses Verhaltens verwiesen wurde,
entrißte er sich darüber und sagte, das sei das erste Mal in den
30 Jahren, in denen er Wahlvorsteher sei, daß er kontrolliert werde.

Besonders zahlreich sind derartige Verstöße in Ostpreußen
vorgekommen! Schon nach der Wahl vom 29. März hat der
Oberpräsident der Provinz Ostpreußen sich genötigt
gesehen, unter dem 15. April folgenden Besch an die Landräte und
die Oberbürgermeister der kreisfreien Städte zu richten:

„Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß die Reichspräsi-
dentenwahl am 29. März d. Js. von Parteizugehörigen, teilweise so-
gar Amtspersonen, im parteipolitischen Sinne beeinflusst worden
sein soll. Ueber folgende Einzelheiten ist mir berichtet worden:

In einem Wahlbezirk soll der Gemeindevorsteher einen a mi-
lichen Wahlzettel mit einem bei einem bestimmten Kandidaten
eingekreuzten Kreuz zwecks Orientierung durch das
Dorf von Hand zu Hand haben gehen lassen.

Schreibuntüchtigen Wählern soll er, entgegen der klaren Vor-
schrift des § 117, Abs. 6 der Reichsstimmmordnung, bedeutet haben,

Die Negerstadt Harlem. Nicht weniger als 25 Druckseiten widmet
die amerikanische Zeitschrift „Survey Graphic“ in ihrer letzten
Nummer der historischen und soziologischen Schilderung von Harlem,
dem überaus eigenartigen Regentier von New York. Harlem ist
vermutlich zurzeit das bedeutendste Regentier der Welt. Die
Stadt stellt eine blühende Siedlung dar, ist mit allem modernen
Komfort ausgestattet, vorzüglich gepflastert und nicht minder vor-
züglich beleuchtet. Nichts ist befremdlicher als der unvermittelte
Uebergang, den der Besucher erlebt, wenn er, sobald der Automobils
die sechste Avenue verläßt, sich plötzlich inmitten der Regentier
befindet. Sie besteht aus 25 großen Häuserblöcken, die nur von
farbigen Frauen und Männern bewohnt werden. Alles ist da: Gärten
und Parkanlagen, Sportplätze, Restaurants und Theater, und alles
ausschließlich von Schwarzen bevölkert. Nach dem Verlassen des
Wahlbildes von Harlem sieht man sich dann ebenso unvermittelt
wieder in die weiße Stadt zurückverlegt. Straßen und Häuser sind
hier wie dort dieselben, nur die Hautfarbe der Bewohner ist
verschieden. Man erlebt hier ein Schauspiel, das einzig in seiner Art
ist und auf den fremden Touristen stets als Sensation wirkt.

Jugendchor des Deutschen Arbeiterlängerbundes. Daß das Ge-
deihen der großen Chorreinigungen von der Art abhängt, in der
die Jugend musikalisch beeinflusst wird, diesen Gedanken legt
der Arbeiterlängerbund mehr und mehr in die Tat um. Ein neuer
Jugendchor, dem Verein „Heideröste“ in Siemens-
stadt angegliedert, ließ sich am Sonntag unter seinem Leiter,
Eduard Reiche, hören. Der hatte auch seinen schon länger
bestehenden Dranienburger Jugendchor mitgebracht. Natür-
lich hat der letztere eine bereits viel weiter gediehene Schulung
aufzuweisen. Aber auch bei den Anfängern eröffneten sich viel-
versprechende Aussichten. Es wäre zu wünschen, daß die Jugend-
chorbewegung im Arbeiterlängerbund noch mehr Früchte zeugte.
S. G.

Veröffentlichung. Von den im oestrigen Bericht über die Robert- und
Bertram-Kaufmann“ enthaltenen Uebermittlungsberichten soll der ständliche
Bericht werden. Den verstorbenen Julius Freund nenne ich nicht
„aktualisierten“, sondern „aktualitätsbildender“.

Dgr.

Erna Jeld bricht am Freitag, abends 8 Uhr, im Neuen Buchladen,
Kugsburger Straße 23: Dichtungen von Kurt Höner, Kuitas Vanhauer,
Rosa Luxemburg, Strindberg, Rabaud, Tolstoj, Gorki, Arno Nadel u. a.
Eintritt frei.

Zeitungshandliche Veranlassungen in Berlin. In diesem Sommer-
semester liegt an der Universität Berlin Dr. Martin Dörb über „Ein-
führung in das Zeitungswesen des In- und Auslandes“ und „Struktur
und soziale Funktion der Tagespresse“. Am Schluß daran finden unter
Mitwirkung von Dr. Emil Dörsig drei amnestisch-moderne sachwissen-
schaftliche Vorträge statt und zwar in der Staatsbibliothek im Deutschen
Institut für Zeitungswesen. Mit diesen Vorträgen sind Vorträge durch
Zeitungsbetriebe, Nachrichtendienste und Parlamente verbunden.
Hieran wird sich die Deutsche Gesellschaft für Rettungs-
forschung und journalistische Berufsbildung be-
teiligen.

Der Malaria-Forscher Grassi gestorben. In Rom starb der bekannte
Malariaforscher Senator Grassi im Alter von 71 Jahren. Die deutsche
Regierung hat mit großem Interesse Grassi's Malariaforschungen verfolgt
und im vorigen Jahre zu seinem 70. Geburtstag dem von ihm gegründeten
Institut für Malaria-Forschung eine große Summe gestiftet.

Die Dux singt im Parkett, wenn Anna Case aus New York
singt. Legende und Wahrheit: das Lächeln eines Schmiedes
wird in einer kleinen Bude als Stimmphänomen entdeckt. Dippel
ruft sie vom Bänkel weg zur Metropoli-Oper, hörst nicht diese
herrliche Kraft für das Theater aus. Eine der schönsten Frauen,
die das Podium zieren. Gute Aussprache des Deutschen, herrlichste
Diction im englischen Helmatidion. Ein strahlender, von Leben
gitternder Sopran, seltenes Ebenmaß der Mittellage, verschärfte
Tongebung in der Höhe. Der Vortrag Brahms'scher Lieder bleibt
in der Linie vollendeter, bluthafter Innerlichkeit. „Der Hirt auf dem
Felsen“ von Schubert in kläglichster Ausbalancierung mit der Ma-
rinette Egbergers wird dramatisch akzentuiert. Eine prachtvolle Ge-
falterin, ein Geminn.

Hier begleitet Raucheisen mit aller Delikatesse des mit-
schaffenden Künstlers. Auch bei Resa Beugson. Eine große,
übergroße, nicht immer ganz stabile, aber eindringliche Theater-
stimme, viel zu voluminös für einen kleinen Raum. Arten von
Tschakowsky und Verdi wurden in ihrer stark sinnlichen Durch-
dringung berechtigter Anseh zu Begeisterung und Zugabe. Billi
Dreyfus ist eine unserer musikalischsten Sängerinnen und wird
bald eine der begehrtesten sein. Ein herber, klarer Alt steht unter
dem Willen einer geistigen und erlebnisreichen Frau. Die Brafsen-
lieder von Brahms lassen sich nicht schöner vortragen, besonders,
wenn ein Wolfshal und ein Raucheisen assistieren!

Ein Königsbild von New York nach Chicago telegraphiert. Die
telegraphische Uebermittlung von Photographien und Filmen hat jetzt
durch die Uebermittlung eines Königsbildes von New York nach
Chicago eine Bereicherung erfahren, die auch für die Wissenschaft von
größtem Interesse ist. Auf den Drähten der „American Telephone
and Telegraph Co.“ wurde die Aufnahme einer Hand in sieben
Minuten nach Chicago an die „Victor X-Ray Corp.“ telegraphiert,
und zwar mit solcher Deutlichkeit, daß ein Chirurg danach eine
Diagnose stellen konnte. Für die Behandlung von Kranken dürfte
die telegraphische Uebermittlung von Röntgenstrahlenbildern dadurch
von Bedeutung werden, weil es hierdurch möglich ist, in kurzer Zeit
ein solches Bild von irgendeinem Dorf oder einer kleinen Stadt nach
wissenschaftlichen Instituten zu senden und sie heroorragenden Fach-
männern zur Begutachtung zu übermitteln. Da bekanntlich bei
Krankheiten oft alles von schneller Entscheidung abhängt, so war die
Uebermittlung von Röntgenbildern an die Universitätskliniken und
ähnliche Institute durch die Post oft von größtem Nachteil, denn
selbst wenn die Antwort des Spezialisten telegraphisch erfolgte, so
dauerte es doch ein bis zwei Tage, bevor die Entscheidung in den
Händen des Arztes war. Diese Zeit ist nicht selten ausschlaggebend
für die Behandlung des Leidenden gewesen. Man befürchtete, daß das
Königsbild nur unscharf durch den Draht übermittelbar werden würde,
da im allgemeinen telegraphierte Bilder 25 Proz. ihrer Deutlichkeit
einbüßen, was bei einem Königsbild eine darauf zu begründende
Diagnose schwierig gestalten würde. Das Königsbild aber, das von
New York nach Chicago telegraphiert wurde, war so klar, als ob es
eben unmittelbar mit dem Röntgenapparat aufgenommen wäre.

daß sie sich einer Vertrauensperson nur aus der Mitte des Abstimmungs Vorstandes bedienen dürfen.

In einem anderen Wahllokal soll ein Arbeiter jedem alten Mann und jeder alten Frau den Bleistift beim Einzeichnen des Kreuzes geführt haben.

Auch ist darüber Klage geführt, daß entgegen der Vorschrift des § 35 der Reichsstimmordnung in einzelnen Fällen der Abstimmungs Vorstand einseitig parteipolitisch ohne Rücksicht auf die anderen Parteien zusammengesetzt gewesen sein soll.

Diese zum Teil bereits hart den § 103 R.St.G.B. streifenden Verfehlungen, die außerdem die in den §§ 159 ff. der Reichsstimmordnung vorgelegten Folgen nach sich ziehen könnten, behalte ich mir vor zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung zu machen.

Ich erlaube jedoch nunmehr unverzüglich durch genaueste Befehring der Gemeindevorsteher für die Abstellung derartiger Ueberschüsse Sorge zu tragen und die Abstimmungs Vorstande anzuweisen, den Abstimmungs Vorstand unter Berücksichtigung der verschiedenen politischen Parteien zu berufen.

Trotz dieses Erlasses sind bei der zweiten Wahl am 26. April gerade in Ostpreußen besonders schwere Verstöße von Amtspersonen erfolgt. Aus dem Kreise Soldap, Reg.-Bez. Gumbinnen, wird uns das beifolgende Original einer Gemeindefestsetzung übermittelte, die der Gemeindevorsteher Hoyer in Padingkehmen, Post Blindpallen, Amtsbezirk Dübeningken öffentlich zum Ausschlag gebracht hat:

„Die Jagdpachtverträge liegen vom 21. April bis 7. Mai d. J. im Gemeindeamt für jeden Jagdgenossen zur Einsicht aus. Am 26. April findet die Reichspräsidentenwahl statt, da bitte ich jeden berechtigten Wähler seine Stimmenurkunden abzugeben, wer anders tut, macht unserm Vaterland Schaden.“ Padingkehmen, den 21. April 1925.

Gemeindevorsteher
Hoyer.

Diese amtliche Verkoppelung der Jagdpacht mit der Reichspräsidentenwahl stellt eine unzulässige amtliche Wahlbeeinflussung dar.

Aus Benzken, Kreis Gumbinnen, wird berichtet, daß dort der Wahlvorsteher die Wahl bereits um 9 Uhr 30 Minuten geschlossen und die Wahlurne geöffnet hat. Dabei hat er Wähler, die der Auszählung beiwohnen wollten, mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß nur die im Augenblick des Wahlschlusses im Wahllokal anwesend gewesenem Vertreter der Rechtsparteien dabei sein dürften. Darin liegt eine unzulässige Beschränkung der Öffentlichkeit bei der Ermittlung des Wahlergebnisses.

Schlussgebnis.

Die vorstehend aufgeführten Wahlverstöße stellen zweifellos nur einen kleinen Teil der tatsächlich erfolgten Wahlunregelmäßigkeiten dar. Aber in ihrer Gesamtheit sind ihre Auswirkungen bereits geeignet, die vom Reichswahlprüfungsausschuss für den Kandidaten des Reichsbundes festgestellte relative Mehrheit von 904 151 Stimmen zu erschüttern. Wir beantragen deshalb gemäß § 7 des Gesetzes über die Wahl des Reichspräsidenten die Wahl vom 26. April 1925 für ungültig zu erklären.

Zusammentritt des Wahlprüfungsgerichts am 8. Mai.

Das Wahlprüfungsgericht tritt am Freitag, den 8. Mai, 11½ Uhr, zusammen. Es besteht aus den Abgeordneten Span, Dittmann und Dr. Kahl, sowie den Reichsgerichtsräten Kaplun und Dr. Buff.

Die Tatsache, daß die Verurteilung des neugewählten Reichspräsidenten bereits für den 12. Mai vorgesehen ist, wird in dem Protokoll als ein unzulässiger Druck auf das Wahlprüfungsgericht bezeichnet. Das ganze Prüfungsverfahren würde zur Farce herabgewürdigt, wenn das Prüfungsgericht diesem Druck nachgäbe.

Die Ueberschüsse des Reichsetats.

Reinüberschuß 1363 Millionen.

Die Angaben des deutschnationalen Reichsfinanzministers n. Schlieben über die Ueberschüsse des Reichs im Jahre 1924 sind in der Steuerdebatte von den Rednern der Linken heftig angegriffen worden. In der Presse hat diese Kritik starken Widerhall gefunden, so daß der Finanzminister sich veranlaßt sah, in einer Sitzung des Steueraus schusses am Donnerstag nochmals eine Darlegung über die Finanzlage des Reichs zu geben. Wäre diese Rede vor der gesamten Öffentlichkeit gehalten worden, so hätte sie sicherlich Entrüstung hervorgerufen. Während nämlich der Reichsfinanzminister im Plenum des Reichstags den Ueberschuß des Reichs im Jahre 1924 auf 334 Millionen Mark angab, mußte er im Ausschuss zugeben, daß der tatsächliche Ueberschuß rund 1200 Millionen Mark beträgt. Er bestätigte also die von dem sozialdemokratischen und dem demokratischen Redner genannte Zahl. Auch in anderen Punkten, so zum Beispiel bei den Ausgaben, die Ersparnis bei den Ausgaben im Jahre 1924 beträgt rund 560 Millionen Goldmark. Sie ist erzielt worden zum kleineren Teil bei der Verzinsung der Reichsschuld, zum größten Teil aber bei den Ausgaben für Erwerbslosenfürsorge und durch allgemeine Drosselung der Ausgaben. Auch sonstige Unrichtigkeiten kamen durch die neue Rede des Finanzministers zutage. Es stellte sich heraus, daß das Reich bereits einen Betriebsmittelfonds besitzt und aus dem Ueberschuß noch so große Beträge zur Verfügung stehen, daß besondere Mittel für einen Betriebsmittelfonds durch Steuern nicht beschafft zu werden brauchen.

Im einzelnen gab der Finanzminister folgende Zahlen bekannt:

Die Kassenlage des Reichs am 31. März gestaltete sich folgendermaßen: Ueberschüsse nach den Dekaden und Monatsübersichten 660 Millionen, noch nicht abgeschlossene verpändete Einnahmen für März 1925 136 Millionen, noch nicht abgerechneter Gewinn aus der Silberprägung 220 Millionen, Rest des Rentenbankkredits 345 Millionen, zusammen 1361 Millionen. Davon sind verschiedene Posten abzuziehen, die zunächst noch nicht als endgültige Ausgabe verbucht sind, sondern als Betriebsmittelkredit und Darlehen, deren Rückzahlung zunächst noch nicht in Aussicht steht. Es sind dies ein Betriebsmittelkredit an die Branntweinmonopolverwaltung in Höhe von 38 Millionen Mark, und an die Reichsbahn von 85 Millionen Mark, sowie ein Darlehen an die Deutschen Werke in Höhe von 11 Millionen Mark. Nach Abzug dieser 134 Millionen Mark ergibt sich ein Soll-Bestand von 1227 Millionen Mark. Dieser Betrag ist vorhanden als Kassenbestand mit 168 Millionen, als kurzfristiges Geld und in Wechseln angelegt 603 Millionen, als Guthaben beim Reparationsagenten 146 Millionen, noch nicht abgerechneter Gewinn aus der Silberprägung 220 Millionen.

Dieser Ueberschuß ist in folgender Weise entstanden: Reineinnahme für das Reich aus Steuern und Zöllen 1184 Millionen, aus der Rentenmünzprägung 45 Millionen, aus Zinseneinnahmen 30 Millionen, Ueberschüsse der Post und der Reichsdruckerei 75 Mil-

Das deutsche Museum.

Die Einweihungsfeier in München.

München, 6. Mai. (Eigener Drahtbericht.) Der offiziellen Eröffnung des Deutschen Museums ging am Mittwoch die Sitzung des Vorstandes und des Ausschusses des Museums voraus, die zwar alljährlich stattfindet, aber dieses Jahr mit besonderer Feierlichkeit abgehalten wurde. Außer der Reichsregierung (stellvertretender Reichspräsident Dr. Simons, Reichskanzler Dr. Luther, Innenminister Schiele und Verkehrsminister Rohne) und sämtlichen Regierungen der deutschen Länder — die bayerische Regierung war vollständig vertreten — sah man unter den ausländischen Vertretern u. a. Sven Hedin, dann offizielle Vertreter der Regierungen von Oesterreich, Ungarn und der Schweiz, ferner Gerhart Hauptmann, Richard Strauß, Dr. Edener, Kardinal Faulhaber, den ehemaligen Kronprinzen Rupprecht als den Enkel des Prinzregenten Luitpold, der ein besonderer Förderer des Museums gewesen ist. Außerdem waren naturgemäß eine Reihe der hervorragendsten Führer der Wissenschaft, der Technik und der deutschen Industrie anwesend.

Die Geschichte des Museums.

Aus dem Verwaltungsbericht ist zu ersehen, daß zur jetzigen Teilvervollendung des Museums insgesamt 2650 Tonnen Eisen, 663 Eisenbahnschienen, 200 Waggons Kalk und Gips und 700 000 Stück Mauersteine (sowie etwa 1000 Kubikmeter Holz) verwendet wurden, die zum allergrößten Teil auf dem Wege freiwilliger Stiftungen aufgebracht wurden. Am Bau des Museums waren im Durchschnitt der 22-jährigen Bauzeit rund 3000 Ingenieure, Techniker und Arbeiter beschäftigt, mit insgesamt 10 Millionen Arbeitsstunden. Für den zweiten Teil des Museums liegen die Pläne bereits fertig vor. Es handelt sich um ein großes Gebäude mit einer umfassenen technischen Bibliothek, für die heute bereits 95 000 Bände vorhanden sind, ferner eine Sammlung von Urkunden, Plänen, technischen und wissenschaftlichen Filmen usw., die den Besuchern des Museums zur Verfügung stehen. Dadurch soll erreicht werden, daß die Besucher das Museum nicht mit dem offenen Mund des Bewunderers, sondern mit den offenen Augen des Besiehens verlassen. Oskar v. Miller erläuterte diese Pläne eingehend in der Ausschusssitzung.

Ehrungen für Oskar v. Miller.

Im übrigen wurde diese Sitzung zu einer Ehrung Oskar v. Millers. Nicht nur, daß er die Grüße und Glückwünsche der Ingenieurvereinigungen Nordamerikas, Hollands und Schwedens, der korrespondierenden Akademie Englands, der Polytechnischen Akademie in Stockholm und der Regierungen Oesterreichs, Ungarns und der Schweiz entgegennehmen durfte, sondern es wurden ihm auch über-

reicht die Goldene Bürgermedaille der Stadt München, die Urkunde als Ehren doktor der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität München, ein kostbarer Ehrenring mit dem bayerischen Wappen von der bayerischen Regierung, und schließlich machte der Reichsinnenminister Schiele im Namen der Reichsregierung Mitteilung von einer Oskar-von-Miller-Stiftung mit einem Kapital von 100 000 M., um unbemittelten Studenten, Handwerkern und Arbeitern den Besuch und das Studium des Deutschen Museums zu ermöglichen. Denselben Zweck verfolgte ein von der preussischen Gewerbeverwaltung gestifteter Stipendienfonds.

In seiner Rede betonte

Innenminister Schiele

u. a. folgendes: Es handelt sich jetzt darum, daß dem deutschen Volke seine politische und staatliche Zukunft gesichert wird. Aber zu diesem staatspolitischen Gedanken muß vor allem der soziale Gedanke kommen und der Zukunft das Gepräge geben. Bei allem Fortschritt des Technisch-Industriellen darf die Befreiung der arbeitenden Menschen nicht zu kurz kommen. Mit dem Verantwortungsgefühl in der Wirtschaft wird sich auch das Verantwortungsgefühl dem Staate gegenüber wieder beseitigen. Es gilt, die Hunderttausende von Menschen, die dem heutigen Staatsgedanken entfremdet sind, wieder für die Staatsgesinnung zu gewinnen. Alle technische Arbeit ist nicht um ihrer selbst willen oder um des Erwerbs willen da, sondern um der Sache des Volkes willen. Wir müssen alle sein nichts anderes als Arbeiter an dem großen deutschen Werke, am Dienste für das deutsche Volk.

Im Namen der deutschen Volksvertretung sa-

Reichstagspräsident Löbe

der Freude Ausdruck über die jetzige Vollendung des Deutschen Museums. „Die deutsche Volksvertretung“, so erklärte er, „wird auch der weiteren Vollendung des Werkes zustimmen und jederzeit Hilfe bringen, damit dieses hohe Lied der Arbeit und der Technik in die ganze Welt erklingen kann. Durch das Deutsche Museum tritt erst so recht deutlich in die Erscheinung, was wir Deutsche, die wir draußen in der Welt so vielfach falsch beurteilt werden, dieser Welt gegeben haben. Deshalb wird dieses Museum auch auf das gesellschaftliche Leben der Nationen der Welt seine Wirkung ausüben. Es wird wirken für die Völkerverständigung und für den Frieden.“

Die frei und schwingvoll vorgetragene Rede Löbes machte auf die ganze Versammlung tiefen Eindruck. Der Schluß der Sitzung war ausgefüllt mit Satzungsänderungen und Neuwahlen in den Vorstandsrat.

honen Markt, Gewinn aus der Silbermünzprägung 220 Millionen, der Rest des Rentenbankkredits 345 Millionen, Zölle und Steuern aus dem besetzten Gebiet 23 Millionen, insgesamt also 1922 Millionen Bruttoüberschuß.

Von dieser Summe kommen Mehrausgaben von 1119 Millionen in Abzug. Andererseits sind an den Ausgaben für Verzinsung und Reichsschuld, Erwerbslosenfürsorge und der allgemeinen Ausgaben 560 Millionen erspart worden. Die tatsächlichen Mehrausgaben sind also nur 559 Millionen, so daß die tatsächlichen Mehreinnahmen 1363 Millionen betragen.

Der Minister machte sodann noch Angaben über die beabsichtigte Verwendung dieses Ueberschusses, und zwar werden im Ergänzungshaushalt für 1924 angefordert 367 Millionen, für die Ruhrabwicklung 55 Millionen, Restausgaben 40 Millionen, Deutsche Werke 20 Millionen, Darlehen an die Reichsbahn 35 Millionen, für die Durchführung der vierteljährlichen Steuer- und Gehaltszahlungen 235 Millionen, Aufwertung der öffentlichen Anleihen 150 Millionen, Reparationsrücklage 200 Millionen, Betriebsmittelfonds 105 Millionen, insgesamt 1227 Millionen.

An die Ausführung des Reichsfinanzministers schloß sich eine kurze Fragestellung. Die Debatte wurde auf Freitag vormittag verlagert.

Preussische Märchen.

Die Angst der Rechten vor der Auflösung.

Wenn's im Walde gar zu dunkel wird, pfeift man sich vermüht ein Lied. So ungefähr denkt auch die Rechtenpresse über Preußen. Morgens, mittags und abends beien sie zu ihrem Herrgott und zu ihrem Ketter, daß er den Reich der Auflösung an ihnen vorübergehen lassen möge. Damit die Angst vergeht, erzählen sie sich und ihren Gläubigen die schönsten Märchen. Die Hugenberg-Presse und die „Deutsche Zeitung“ sind besonders erfindereich. Angeblich sollen die Sozialdemokraten durch ganz geheime und vertrauliche Abmachungen sich die Kommunisten gesichert haben. Die „Deutsche Zeitung“ weiß es ganz genau. Sie war zwar nicht dabei, aber ihr Scharfsinn ist groß genug, um die Wände der preussischen Landtagszimmer zu durchdringen. Jetzt ist es an den Tag. Ernst Heilmann hat mit seinen Freunden von der kommunistischen Landtagsfraktion, mit Bied und Eberlein, ein Abkommen „getätigt“. Die Gnadenlampe der Amnestie wird über der Tischlerpartei scheinen, und niemals mehr im Landtag wird das Gebrüll der Biedgarde Heilmanns Reden stören!

Muß man wirklich feststellen, daß die gute „Deutsche Zeitung“ in ihrer Verzweiflung Märchen erfindet? Vielleicht ist sie aber nach der anderen Seite etwas besser unterrichtet, wenn sie schreibt:

Im Landtag gehen Gerüchte, nach denen in der volksparteilichen Fraktion eine recht kritische Stimmung herrschen soll. Angeblich soll insbesondere Herr v. Campe mit manchen seiner Fraktionskollegen in lebhaften Auseinandersetzungen stehen. Diese Gerüchte zeigen erneut, wie notwendig die erneute Festlegung der volksparteilichen Position nach rechts war, die unsere gestrigen Ausführungen in der heutigen Antwort der „Zeit“ endlich erreicht haben, und wie bedeutungsvoll es ist, daß sie für alle volksparteilichen Abgeordneten als verbindlich zu gelten hat.

Die „Deutsche Zeitung“ hat schon recht; es ist notwendig, daß die Volkspartei sich endlich darüber klar wird, was sie will. Die Abstimmung am Freitag bietet die beste Gelegenheit dazu, sich zu entscheiden. Märchenerzählungen helfen nicht mehr.

Politischer Mißbrauch des Rundfunks.

Für das deutschnationale Schutzprogramm.

Im Rundfunk hielt am Mittwoch der frühere Ministerialdirektor im Reichswirtschaftsministerium v. Schaebeke einen Vortrag über Handelspolitik, in dem er sich zum Anwalt der deutschnationalen Schutzforderungen machte. Diese sind bekanntlich, obwohl sie von der Reichsregierung geteilt werden, eine Angelegenheit eines ganz kleinen Kreises von Großlandwirten, gegen deren

Interessenwünsche sich die deutsche Wissenschaft mit einer seltenen Einmütigkeit ausgesprochen hat. Es ist unverständlich, daß hier wieder der Rundfunk einer einseitigen politischen Propaganda zur Verfügung gestellt wird, und das ist um so bedauerlicher, als mehr und mehr hervortritt, daß der Rundfunk vorwiegend zu Diensten für die Rechtsparteien herangezogen wird. Es ist hohe Zeit, diesem Unwesen einmal zu steuern. Wenn der Rundfunk sich veranlaßt fühlt, über Vorfälle zu unterrichten, so hätte er die Pflicht, die berufenen Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft zu Worte kommen zu lassen. Daß das der Regierung nicht angenehm sein würde, kann kein Hindernis sein, wenn es sich wirklich um eine unpolitische Aufklärung handeln soll.

Troiski zurückgekehrt.

Moskau, 5. Mai. (WZB.) Morgen wird Troiski in Moskau eintreffen.

Das lakonische Telegramm des Bolsschischen Telegraphen-Bureaus, dem gestern ein Dementi der amtlichen russischen Agentur betreffend des angeblichen Rücktritts Sinowjew vorausging, läßt noch keine Schlüsse über die Vorgänge in den leitenden Moskauer Regierungskreisen zu. Soweit wir unterrichtet sind, soll Troiski nach seiner Rückkehr die Leitung eines der wirtschaftlichen Kommissariate in Moskau übernehmen. Daß er in das regierende Direktorium (Kamern-Sinowjew-Stoljin) aufgenommen wird, ist kaum anzunehmen. Von der Leitung des Militärwesens, die jetzt in den Händen von Frunse liegt, wird Troiski sorgfältig ferngehalten. Immerhin ist seine Rückkehr zur Regierung, wenn auch auf einem mehr untergeordneten Posten, eine beachtenswerte Tatsache. Sie erklärt sich aus den heftigen Rivalitäten im Direktorium, auf die wir bereits vor einigen Wochen in einem Moskauer Bericht hinwiesen. Diese Rivalitäten konzentrieren sich immer mehr auf einen Kampf zwischen Sinowjew und Stoljin, bei dem der letztere die Taktik verfolgt, sich auf Troiski und seine Gruppe zu stützen, um Sinowjew in den Hintergrund zu drängen.

Die belgische Dauerkrise.

Christliche Demokraten suchen Fühlung mit den Sozialisten

Brüssel, 6. Mai. (Eigener Drahtbericht.) Neuerlich gesehen ist die belgische Regierungskrise in den letzten Tagen nicht vom Fleck gekommen. Der König hat auch keine weiteren Unterredungen mit Bollikern gehabt. Um so eifriger wird aber hinter den Kulissen gearbeitet. Es ist nicht unmöglich, daß sich die Krise ihrer Entscheidung nähert. Manche Vorgänge lassen den Schluß zu, daß ein Ministerium Wandernelke wieder spruchreif werden könnte. Kamhafte katholisch-demokratische Führer zeigen Reue, sich dem Unvermeidlichen zu fügen und bei den Sozialisten neuerdings Fühlung zu suchen. Am langsamsten können sie sich allerdings mit der Bedingung der Sozialisten, daß sie den Ministerpräsidenten stellen müssen, abfinden. Falls es zu einer Einigung zwischen den Sozialisten und den christlichen Demokraten kommt, dann wollen die letzteren den Bruch mit der katholischen Partei wenigstens äußerlich dadurch vermeiden, daß sie sich von ihrer Partei formell die Erlaubnis zu dieser Politik geben lassen, was die Partei ohne die Gefahr einer sofortigen Spaltung nicht verweigern könnte.

Hochfeudale Spritschmuggler.

Memel, 6. Mai. (Eigener Drahtbericht.) Der an der litauischen Küste schon seit langer Zeit den Spritschmuggel betreibende Sohn des früheren Großadmirals von Stosch wurde am Dienstag von einem Motorboot der litauischen Staatspolizei in der Nähe des Seebades Bolangen mit seiner Motorjacht Waloja gestellt. Das Boot wurde nach Memel eingeschleppt. Es hatte 5000 Liter Spirit an Bord. Das Polizeiboat nahm ferner einen weiteren Spritschmuggler Berner aus Danzig mit seinem Motorjagter „Windsbrot“, der ebenfalls 5000 Liter Spirit an Bord hatte, fest und brachte das Schiff in den Memeler Hafen ein. Ferner wurden 16 000 Liter beschlagnahmt. Stosch behauptet, daß er sich außerhalb der Dreimeilenzone befunden habe, so daß mit diplomatischen Bewildigungen wegen dieser Beschlagnahme zu rechnen ist.



Eins der buntesten, aber auch wohl mit eins der ärmsten Länder in Deutschland ist der Freistaat Sachsen. Zum Teil nicht unschöne und belebte Städte, herrliche Landschaften im Hügelland und waldreiche Bergtäler im Erzgebirge bieten zwar oftmals ein Bild der Freude und der Schönheit, aber die bleichen und mageren Proletariatsgestalten, die einem besonders in den Industriegegenden auf Schritt und Tritt begegnen, beweisen, daß vieles nur Ruffisse ist, hinter der sich bitteres Elend verbirgt. Außerordentlich harte und obendrein unnötig verschärfte Lebensbedingungen erzwingen hier zur Unfreiheit einerseits und zum Rebellentum andererseits — was auch den politischen Links- und Rechtsradikalismus in Sachsen erklärlich macht.

Warum Hundesfleisch?

Wie groß die Not ist, wurde schon oft von berufener Feder geschildert, obgleich zu bedauern ist, daß Karl Rosenow für das Erzgebirge nicht das wurde, was Gerhart Hauptmann für seine Heimat geworden ist. Auch im Erzgebirge müssen sich die meisten Bewohner ihr tägliches Brot durch mühsame und schlecht bezahlte Hausarbeit verdienen, weil der herauszuwirtschaftende Ertrag des harten und steinigten Bodens und des Waldes besonders in den oberen, der tschechoslowakischen Grenze zu gelegenen Zonen in keinem Verhältnis zur Dichte der Bevölkerung steht. Leider werden aber für alle „im Lohn“ angefertigten Spielwaren, Knöpfeleien und Birkarbeiten nach wie vor elende Löhne gezahlt. Die Bezahlung der meist in Birtwaren- und Waldzweignabriten beschäftigten Arbeiter und die Entlohnung der Bergleute im Zwickauer und Lugau-Deisnitzer Kohlengebiet ist zwar etwas besser, dafür ist aber auch der Lebenshaltungsindex entsprechend höher. Unter diesen Verhältnissen ist es durchaus zu verstehen, daß in der südlichen Hälfte Sachsens die Sitten des Verzehrns von Hundesfleisch noch immer nicht ausgestorben ist, obwohl der Mensch im allgemeinen nicht nur Borzweifel, sondern tatsächlich einen ästhetischen Widerwillen, wenn nicht sogar Ekel dagegen empfindet.

45 Pfennig das Pfund Braten.

Chemnitz steht in bezug auf den Verbrauch von Hundesfleisch zu Nahrungsmitteln wie bereits in den neunziger Jahren auch heute wieder an der Spitze aller deutschen Städte. Drei Berufshundeschlächter nennt das Adressbuch, von ihnen ist Tuschscheerer bei weitem der bedeutendste. Seinen Laden in der Sessingstraße, die hoch oben auf dem Sonnenberg, einer ärmlichen Arbeitergegend, gelegen ist, kennt fast jeder. Schon am schmalen Eingang drängen sich Frauen und Kinder mit Körben, um ein Stück des eigenartigen Sonntagsbratens zu 45 Pfennig das Pfund zu erstecken. In den Jahren bis zum Krieg verkaufte Tuschscheerer jährlich ungefähr sechshundert Hunde, während des großen Nordens — z. T. an Gastwirtschaften — ungefähr sechshundert, jetzt aber wieder eifriges unter dem Vorkriegsstand. „Gehackten Moll“ — so lautet eine „sarte“, im Volksmund übliche Bezeichnung — verlangt mancher aus Not, weil er weiß, daß eine ungerechte Produktionsverteilung ihn wohl nie zum berühmten „Huhn im Topf“ kommen lassen wird. Eine alte Frau erwartet vom Genuß des Hundesfleisches Rettung ihres an Schwindsucht dahinsiechenden Kindes. Hundesfett hält sie für ihren

letzten Groschen noch extra aus der nahen Apotheke. Immer wieder kommt neue Kundenschaft, so daß die kleine Ladentür nicht mehr geschlossen werden kann.

Von der Hundehütte zum Schlachthof.

Aus Niederwieja, aus Flöha, aus hundert anderen Bauerndörfern des mittelsächsischen Hügellands holt Herr Tuschscheerer sich seine Opfer. Zweimal in der Woche geht er „auf Tour“, aber nicht in romantischer Tracht und mit einer schrillen Pfeife, wie der böse Hundefänger aus dem Bilderbuch, sondern nur mit einer dicken Brieftasche ausgerüstet. Von 2 bis 10 Mark wird „pro Stück“ dem Verkäufer gezahlt, maßgeblich ist beim Abschluß nicht des Hundes Rasse, sondern einzig und allein seine Größe, denn „die Schmelzen alle gleich gut; wie Schöpfensfleisch; am besten ist die Leber“. Der Verbrauch an sich ist, wie schon eingangs ausgeführt, ziemlich stark zurückgegangen. Chemnitz steht wohl an der Spitze. Früher wurde auch viel Hundesfleisch in Hohenstein-Ernstthal, Glauchau, Zwickau, Zue um, gegessen, aber typisch ist, daß z. B. der Hundeschlächter in Zue, der gleichzeitig Pferdemeßger ist, nur noch die Hunde schlachtet, die ihm „frei Haus“ geliefert werden. Tuschscheerer macht wegen der zu hohen Speise keine großen Reisen mehr, sie führten ihn früher regelmäßig nach Bayern, während des Kriegs auch nach Thüringen, heute aber kommt er nur in die nähere Umgebung von



Einkauf der Aermsten

Chemnitz. Sein größter Konkurrent, erzählt er, wohnt in Dessau, wo ebenfalls ziemlich viel Hunde gegessen werden. Gesundheitliche Gefahren sind kaum zu befürchten, denn das Schlachten geht in einem besonders hierfür eingerichteten Teil des Schlachthofes vor sich; erst werden die Tiere vom Arzt im lebenden Zustand untersucht, dann nachdem ihnen ein Keulenschlag auf den Schädel ein schnelles Ende bereitet hat, ein zweites Mal auf Genießbarkeit, schließlich auch noch vom Trichinenbefreier. Für den Hund ist eine Schlachtksteuer von 2,30 Mark zu zahlen. 20 bis 30 Pfennig bringt das Fell wieder ein, das die ergebnisreiche Spielwarenindustrie zum Bezählen von Holzfiguren ufm. verwendet.

„Das Hundeschlachten ernährt seinen Mann,“ meint Herr Tuschscheerer zum Schluß, aber daß es so ist, daß es so sein muß, ist traurig. In Paris sah man Hunde während der Belagerung von 1871. Die Arbeiter und Häusler Sachsens essen viel Hundesfleisch, weil sie sich in einem dauernden Belagerungszustande befinden. Bei ihnen ist Schmalhans immer Küchenmeister, und das ist bei Löhnen, wie sie in der Heimindustrie üblich sind und wie sie in der Heimatbeiratsausstellung zur Genüge der breitesten Öffentlichkeit bekannt geworden sind, nicht verwunderlich.

Das Farbenwunder.

Verschiedene Substanzen besitzen die Fähigkeit, nach erfolgter Bestrahlung im Dunkeln Licht ausstrahlen, zu phosphoreszieren. Man bezeichnet sie als Leuchtsteine oder Luminophore oder, wenn sie in feinpulverige Form gebracht sind, als Leuchtfarben.

Die Entdeckung der Leuchtsubstanzen liegt schon sehr weit zurück, sie fällt in die Zeit der Alchemisten, als man auf der Suche nach dem Stein der Weisen war, der die Eigenschaft haben sollte, unedle Stoffe in Gold zu verwandeln. Es wird berichtet, daß um 1630 ein Schuster Vincentius Casciarotus in Bologna beim Glühen eines Schwermetallsteines eine Masse erhielt, die im Dunkeln leuchtete. Daß diese Entdeckung in damaliger Zeit großes Aufsehen erregte, ist erklärlich, und sie hat auch später in allen Jahrhunderten Alchemisten und Chemiker zu weiteren Versuchen auf diesem Gebiete anregt. Doch ist es in neuester Zeit erst gelungen, aus den Leuchtfarben etwas Brauchbares zu machen, weil man erst vor wenigen Jahrzehnten eine Aufklärung gefunden hat. Danach erlangen manche Stoffe die Leuchtfähigkeit, wenn sie mit geringen Mengen Schwermetallsalzen gesättigt werden.

Die Anwendung der Leuchtfarben ist sehr verschiedenartig. Für viele Zwecke benutzt man das Nachleuchten, die Phosphoreszenz; z. B. bestreicht man Meilensteine, Brückengeländer, Wegweiser und andere Gegenstände, die nachts sichtbar sein sollen, vornehmlich mit der billigen violetten Leuchtfarbe, die besonders langes Nachleuchten zeigt. Auch die blaue und blaugrüne Farbe eignet sich besonders für solche Zwecke, wo es auf langes Nachleuchten ankommt, da sie 8—10 Stunden nach erfolgter Bestrahlung noch deutlich sichtbar ist. Die bedeutend längere Leuchtdauer der Farben, grün, gelb usw. bis Karminrot macht sie für diesen Verwendungszweck weniger geeignet, dagegen zeigen diese Farben mit blauem und violettem, d. h. kurzweiligem Licht, beträchtlich einen Fluoreszenzeffekt von prachtvoller Schönheit und großer Helligkeit. Damit eignen sie sich besonders für Anwendungsgebiete, wo die Farben auf großer Entfernung wirken sollen.

Sind nun Kissen oder Theaterkostüme, auch Kellameplakate mit den phosphoreszierenden und fluoreszierenden Leuchtfarben bestrichen, so lassen sich mit Hilfe der Scheinwerker außerordentlich reizvolle Lichtwirkungen erzielen, indem das Objekt zunächst mit weißem oder schwach rötlich gefärbtem Licht bestrahlt wie jedes andere auch ausleuchtet. Durch Einhalten der blauen Scheibe tritt dann mit einem Male die strahlende Wirkung der Farben in Aktion, und damit wird eine weißlich sichtbare Lichtwirkung eigenartlicher Art hervorgerufen, da sich die mit den leuchtenden Farben bestrichenen Stellen im großen Kontrast vom Untergrund abheben. Wechselt man nun das Filter, so daß das Scheinwerferlicht statt blau plötzlich violett wird, so erscheint wiederum die Wirkung der Farben als eine gänzlich andere.

Die Anwendung der Leuchtfarben ist noch sehr wenig verbreitet, weil es einerseits erst in jüngerer Zeit gelungen ist, Farben mit hoher Wirkung in gleichbleibender Qualität herzustellen, andererseits auch erst die Anwendung des Scheinwerkers in Verbindung mit den Farben die verblüffende Wirkung, die zum großen Teil auf dem Lichtwechsel beruht, hervorrufen konnte. Das Phosphoreszenzlicht

Anthony John.

Roman von Jerome K. Jerome.

Es begann zu dunkeln. Betty hatte den kleinen Teetisch in eine Ecke geschoben. Sie sahen vor den flammenden Scheiten.

„Vor einigen Jahren,“ sagte Betty, „fuhr ich von San Franzisko nach Hongkong auf dem gleichen Schiff mit einem Chinesen. Außer ihm befanden sich in der Kajüte noch zwei Geschäftstreisende, sowie ein junger Missionar mit seiner Frau. Infolge einer gewissen Wahlverwandtschaft freundeten Herr Cheng und ich uns an. Er war einer der interessantesten Menschen, denen ich je begegnet bin, und ich glaube, er plauderte gern mit mir. Ich entsinne mich eines herrlichen klaren Abends, den wir auf dem Verdeck verbrachten, ich lag in meinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete das Kreuz des Südens. Unerwartet hörte ich Herrn Cheng sagen, das größte Hindernis des menschlichen Fortschritts sei Gott. Hätte ein anderer dies ausgesprochen, es würde mich gereizt haben, bei ihm jedoch wußte ich, daß er nicht geistreich zu sein versuchte. Und als er seinen Gedanken weiter ausspann, mußte ich ihm recht geben. Der Mensch hält Gott für ein allmächtiges Wesen, das alles für ihn tun wird. Er selbst braucht sich daher keine Mühe zu geben. Auf geheimnisvolle Weise arbeitet Gott daran, die Welt in ein Paradies zu verwandeln, wo der Mensch in Glück und Frieden leben können. Der Mensch hat nichts weiter zu tun, als auf Gott zu vertrauen und Geduld zu üben. Und dabei könnte der Mensch, wenn er die Arbeit selbst übernehme, schon morgen die Welt in ein Paradies verwandeln, ohne auf Gott zu warten. Aber er mühte dazu auf seine Habgier und seine bösen Leidenschaften verzichten. Es ist leichter, zu warten und zu beten. Gott versprach dem Menschen in einer fernen Zukunft das Millennium. Wären die Menschen einig, so könnten sie dieses Millennium schon ihren Kindern schenken. Erst wenn dem Menschen klar wird, daß es keinen Gott gibt — das heißt keinen, wie er ihn sich vorstellt —, wenn er erkennt, daß er alles, was getan werden soll, selbst tun muß, erst dann wird im Menschen der Wille zur Erlösung geboren werden. Die Annahme, daß der Mensch eine Kreatur, eine bloße Marionette Gottes ist, ohnmächtig, unfähig, sich selbst zu helfen und zu retten, hat durch die Jahrhunderte die geistige Energie der Menschen gelähmt. Gott lebt in uns, wir selbst sind Gott. Und die Willensfreiheit des Menschen ist unbegrenzt. Die Zukunft liegt in seiner Hand. Sobald der Mensch seine hab-

gierigen Instinkte beherrscht, haben wir den Himmel auf Erden.

Und er tut dies freiwillig, Tag um Tag; seinen Interessen zuliebe, um des Vergnügens, der Geselligkeit willen hält er seine Lüfte und Leidenschaften im Zaum. Nur der Wilde und der Verbrecher lassen sich von ihnen hinreißen. Deshalb muß der Mensch auch fähig sein, Habgier und Egoismus aus seinem Leben zu verbannen. Die Weltgeschichte ist nicht nur eine Chronik von der Sünde und der Torheit des Menschen, sie berichtet auch von der Fähigkeit des Menschen, in sich selbst jene Hindernisse zu überwinden, die seinem eigenen Fortschritt im Wege stehen. Garibaldi verlangte von seinen Freiwilligen, daß sie auf alle weltlichen Lockungen verzichten, Leiden, Wunden und Tod um Italiens Freiheit und Einheit auf sich nehmen. Und die Jugend scharte sich um sein Banner. Wenn die jungen Menschen einmal begriffen haben, daß nicht Gott, sondern sie selbst die Freiheit und das Glück der Menschheit zu erringen vermögen, so werden sich unzählige zu den unvermeidlichen Opfern bereisfinden. Ein Mann wies uns den Weg. Es hat zu allen Zeiten außergewöhnliche Menschen gegeben, vermittelst derer jener Geist, den wir Gott nennen, zu den Leuten sprach: Vielleicht war euer Christus mehr als irgendein anderer von diesem Geist durchtränkt. In seiner Stimme erkennen wir die Stimme des Geistes. Es ist die gleiche Stimme, die in jedem von uns spricht: „Liebet einander.“ Dieses Gebot flüsterte der Geist seit dem Urbeginn der Schöpfung den Geschöpfen zu; aus ihm entsprang Leben. Liebet einander — nur durch die Befolgung dieser Lehre vermag das Leben Vollkommenheit zu erreichen, sie kann jedes Problem lösen, das seit Anbeginn die Menschheit plagt und verwirrt, kann, um mit den Worten eines Propheten zu reden: die Widnis herrlich machen und die Wüste blühend und froh, gleich einer Rose. Weshalb ist der Mensch diesen Worten gegenüber taub? Weshalb weigert er sich diesem Führer zu folgen, der ihn aus all seinen Leiden geleiten würde? Es fällt ebenso leicht zu lieben wie zu hassen. Weshalb entwickelte der Mensch das eine Gefühl auf Kosten des anderen? Der französische Bauer hat ebensoviel Ursache, den deutschen Landarbeiter zu lieben wie zu hassen, und das gleiche gilt vom Haß des weißen Mannes für den schwarzen, von dem der einen Religion für den der anderen. Aber wir entwickeln absichtlich unseren Haß; dies gehört zu unserer Erziehungsmethode; wir lehren ihn unseren Kindern. Auf dem Altar des Hasses ist der Mensch bereit, Opfer zu bringen; hierfür gibt er seinen letzten Groschen. Und die Mutter opfert ihren Erstgeborenen auf diesem Altar. Alle guten Dinge kommen

durch die Liebe, kein Mensch wird das bestreiten. Es gibt keinen, der nicht versuchte, sich im eigenen Heim mit Liebe zu umgeben. Der Mensch fürchtet ein liebevolles Leben. Um Liebe zu erlangen, ist er bereit, sein eigenes Behagen zu opfern. Es ist süßer zu lieben, als zu hassen. Wenn der Mensch es wollte, so könnte er die Allgemeinheit lieben. Gabe er sich die gleiche Mühe, die Liebe zu entwickeln wie den Haß, so vermöchte er die Welt zu verwandeln. Der Mensch entschuldigt sich damit, daß die Rettung der Welt Gott angeht und nicht ihn. Die Liebe Gottes wird zum Wohle des Menschen einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen; weshalb sollte sich der Mensch selbst anstrengen? Während er seiner Habgier und seinem Haß frönt, bereitet Gott voller Fleiß das Wunder vor. Und eines Tages wird dann der Mensch erwachen und voller Freude entdecken, daß er seinen Mitmenschen liebt, und alle Tränen der Welt werden getrocknet sein. Aber nicht Gott, sondern der Mensch muß dieses Wunder bewirken. Nur durch die Anstrengung des Menschen vermag er gerettet zu werden, nur, indem er sich von Haß und Habgier reinigt, indem er sich mit allem Ernst der Liebe zuwendet. Erst wenn er tatsächlich Christi Lehre befolgt, vermag er ins gelobte Land einzuziehen. Ich sah Ihnen hier ungefähr den Sinn von Chengs Worten wieder. Er glaubte, daß die Zeit kommen werde, da alle Denker der Welt erkennen würden, daß sich die Zivilisation auf einem falschen Wege befinde, daß die Menschheit, wolle sie dem Untergang entgehen, einen anderen Weg einschlagen müsse. Seiner Ansicht nach würde der Instinkt der Selbsterhaltung die Menschen zwingen, nicht nur das materielle, sondern auch das geistige Wohl anzustreben. Er dachte dabei nicht an irgendeine bestimmte, ausgesprochene Bewegung, glaubte, daß sich Männer und Frauen in immer größerer Zahl von dem Wohlleben der Welt zurückziehen, den Gesetzen Gottes gemäß leben würden. Der Mann war ein seltsames Gemisch von Religiosität und Wissenschaft. Er gebrauchte das Wort „Gott“, ohne erklären zu können, was er darunter verstand, behauptete, er fühle dies nur. Für ihn war der einzige Altar, vor dem ein vernunftbegabter Mensch beten konnte, jener, den die Griechen dem „unbekannten Gott“ geweiht hatten. Christus betrachtete er als eine Prometheus-Gestalt, die das Feuer vom Himmel zu den Menschen getragen hat. Und dieses Feuer wird niemals erlöschen. Noch immer schwebt der Geist Christi durch die Welt, ist die Lebenskraft, die das bishigen Liebe, das noch in den Menschen glüht, erhält. Eines Tages wird aus dieser Blut die Flamme emporzischen.“

(Fortsetzung folgt.)

war zu schwach, um auf größere Entfernungen, wie sie im Theater und für die Klänge zwischen Bühne und Objekt sowie Zuschauer-raum bestehen, starke Wirkungen hervorzubringen, das vom abgeblenden Scheinwerfer hervorgerufene Fluoreszenzlicht ist dagegen so hell, daß auch weithin die volle Wirkung auf den Zuschauer eintritt.

Die Stadtbahn zählt ihr Volk.

Eigentlich war es die Stadt-, Ring- und Vorortbahn zusammen, die gestern ihr Volk beglückte mit der Tafel: „Heute Verkehrs-zählung“. Je nach dem Bezirk bedachte sie die Reisenden mit grünen, violetten, weißen, gelben und roten Zählkarten, die am Ende der Fahrt wieder abzulesen waren. An den großen Verkehrs-knoten wie Alexanderplatz gab es um die Zeit des Geschäfts-schlusses kleine Störungen, doch im großen ganzen wickelte sich der Verkehr glatt ab. Wie immer, wußte auch dieses Mal der Berliner mit seinem Humor der Zählung die beste Seite abzu-gewinnen bis auf die Fluchenden, denen der Vorortzug vor der Nase wegfuhr. Einzelkarten, Wochenkarten und Monatskarten wurden sehr flüchtig getrennt geföhrt. Das wissenschaftliche Interesse der Eisenbahndirektion Berlin aber ist mit der Zählung an einem Wochentag nicht erschöpft, die Zählung soll an einem Sonntag wiederholt werden. Ihrer statistischen Begleiter ist „ein Sonntag hell und klar, wie selten wohl ein Tag im Jahr“ zu wünschen, damit die Zugfolge auch wirklich entsprechend verstärkt wird.

Trotzdem gab es viele Zweifler, die die Zählung zwar nicht als Krampflig, aber als neues vorbereitendes Attentat auf die Börsen der Wochen- und Monatskartenbesitzer ansehen und gar nicht an eine Verbesserung des Fahrplanes glaubten. Ein Mißtrauen, das der unschuldsvollen, niemals Arges denkenden Eisenbahndirektion dennoch mitgeteilt sei, damit sie nicht nur durch verstärkte Zugfolge, sondern auch durch eine Tarifermäßigung die Beibehaltung der bunten Karten zu erfreulichen Ereignissen macht. Ein solch verspäteter Osterhase der Eisenbahn ist schon für seine lieben Berliner unter-wegs die 10 Proz. Verteuerung der Personentaxe für Rot auf der Reichsbahn dürfen arglose Gemüter nicht beunruhigen!), und bringt solche frohen Gaben, wenn — Ostern und Pfingsten auf einen Tag zusammenfallen.

Die Folgen einer „Mormonenehe“.

Das Gesetz des Staates Indiana als Rettungsanker.

Eine verwickelte Bigamiegeschichte, die nach Amerika hinüber-spielt und ohne Seitenstück in Deutschland sein dürfte, beschäftigte das Schöffengericht Charlottenburg mit einer Anklage, die gegen den Ingenieur Th. wegen Bigamie erhoben worden war.

Der Angeklagte war im Jahre 1913 nach Amerika aus-gewandert, und hatte im Staate Indiana 1916 eine an-geliebte Schweizerin geheiratet, mit der er sogar nach Deutschland kam. Nach einigen Jahren des Zusammenlebens trennte man sich 1920, und im Jahre 1924 knüpfte der Angeklagte Be-ziehungen zu einem jungen Mädchen, Charlotte S., an. Als diese Beziehungen Folgen hatten, heiratete er sie, trotzdem seine amerikanische Ehe noch nicht geschieden oder für nichtig erklärt worden war. Er hielt sich aber zu der neuen Heirat für berechtigt, da nach seinen Erkundigungen in Amerika die in Indiana geschlossene Ehe ungültig war. Er hatte nämlich er-fahren, daß seine in Amerika geheiratete Frau, als sie mit ihm die Ehe schloß, noch mit einem gewissen Gimpel verhei-ratet war, von dem sie erst nachträglich wegen vorläuf-lichen und böswilligen Verlassens durch ein amerikanisches Gericht geschieden worden war. Infolgedessen hatte der ersten Ehe die Gültigkeit gefehlt. Nach den Gesetzen des Staates Indi-ana sei eine Ehe auch ohne Urteil nichtig, bei der einer der Heiratenden noch mit einem anderen verheiratet war. Obwohl dieser Zustand gegenüber den Gesetzen aller anderen Kulturstaaen einen Ausnahmefall bedeute. Inzwischen war auch in der neuen Ehe ein Ehezwist eingetreten und man war zur Ehescheidungs-lage gekommen. Die junge Frau hatte von der ersten Frau einen Brief bekommen, in dem sie mitteilte, daß sie mit dem Angeklagten in Amerika eine Mormonenehe abgeschlossen hätte. Auf die Anzeige der jetzigen Ehefrau wurde der Angeklagte verhaftet und 3½ Monate im Gefängnis zurückgehalten. Der Verteidiger stellte die Rechtszustände im Staate Indiana unter Beweis dafür, daß auf seiten des Angeklagten ein Doppellehe nicht in Frage kommen könne. Das Schöffengericht schloß sich auch dieser Auffassung an, indem es annahm, daß der Angeklagte in subjektiver Beziehung geglaubt haben könne, daß er nicht gültig verheiratet sei, und daß diese Ehe nicht erst durch Urteilspruch für nichtig erklärt zu werden brauche. Infolgedessen kam das Gericht zur Freisprechung des An-geklagten auf Kosten der Staatskasse.

Amtsgericht Richterfelde, Zimmer 9.

Die Behörden haben die Pflicht, den Staatsbürgern die Erledi-gung ihrer Angelegenheiten bei den betreffenden Behörden, Ämtern, Stellen usw. so bequem wie möglich zu machen. Jeder Behördenbesuch ist mit Zeitverlust für den Besucher verbunden. Vieles muß den Frauen heute derartige notwendige Gänge machen, da die Männer im Beruf unabhörmlich sind. Aber auch die Frauen veräumen im Haushalt wertvolle Zeit. Von diesen eigentlich selbstverständlichen Erwägungen scheint man im Amtsgericht Richterfelde nichts zu wissen, mindestens nicht im Zimmer 9. Dort befindet sich nämlich die Stelle, an der man seine Erklärungen zum Austritt aus der Kirche anzubringen hat. Diese Erklärungen sind — scheinbar — genug für die evangelische Kirche — sehr zahlreich. Ein einziger Beamter, der aber auch noch andere Obliegen-heiten zu erledigen hat, soll das machen. So kommt es, daß Frauen, die um 10 Uhr hinkommen, um 11 Uhr noch nicht abgefertigt sind. So kommt es, daß Frauen, die um 11 Uhr hinkommen, die Nummer 21 erhalten, während Nummer 11 noch nicht einmal erledigt ist. Man wende sich in solchen skandalösen Fällen an den auf-sicht-führenden Amtsrichter und bringe dort seine Be-schwerde vor. Man kann auch verlangen, daß die Beschwerde zu Protokoll genommen wird. Es ist notwendig, daß auf dem Amts-gericht Richterfelde Zimmer 9 schleunigst eine Änderung eintritt.

Natürliche Todesursache.

Im Reichscharakterhaus fand die Obduktion des unter so eigen-tümlichen Umständen tot aufgefundenen Kaufmanns Labshies aus der Donabrücker Straße statt; sie wurde ausgeführt durch Prof. Dr. Strauch und Medizinalrat Ehrenfurth. Obgleich die Zerlegung bereits ziemlich weit vorgeschritten war, konnte festgestellt werden, daß Labshies an einer Herzlähmung gestorben ist. Die zahlreichen Verletzungen, die der Körper des Toten aufwies, sind ihm von stumpfen Gegenständen beigebracht und rühren höchst-wahrscheinlich von Stößen gegen Möbelstücke her. Keine dieser Verletzungen ist so schwer, daß sie den Tod hätte herbeiföhren können. Es ist anzunehmen, daß Labshies sich diese Wunden selbst beigebracht hat, als er seine Einrichtungstücke zer-trümmerte.

Tragödie einer jungen Ehe.

In der Landsberger Straße 71 wohnte ein junges Ehepaar Alose, das erst seit dem Dezember v. Js. verheiratet war. Die Frau hatte ein Jahr 3 Jahre ihres Mädchens in die Ehe mitgebracht. Alose, der in einem hiesigen Geschäft angestellt war, hatte den Weltkrieg mitgemacht und war schwer nervenkrank. In der jungen Ehe kam es oft zu Zwist. Am Dienstagabend spielte das kleine Mädchen auf dem Hofe. Als es dann an der Wohnungstür klopfte, fand es keinen Einlass und erhielt keine Antwort. Die Pfortnerin glaubte, daß die Eltern aus-gegangen seien und behielt das Kind die Nacht über bei sich. Als

Der rasende Schutzpolizist.

7 Jahre Zuchthaus für den Amokläufer.

Die beispiellose Tat des früheren Schupo-Wachmeisters Martin Wolter wurde im weiteren Verlauf der Verhandlung vor dem Moabitischen Schwurgericht durch Zeugenvernehmung immer eindeutiger und klarer zur schwersten Belastung des Angeklagten. Wolter ist bei seinen Taten mit einer Brutalität vorgegangen, die, wie Staats-anwaltschaftsrat Dr. Herrmann in seinem Plaidoyer bemerkte, in der Kriminalgeschichte fast beispiellos ist.

Die Verteidigung suchte zu retten, was noch zu retten war und stellte nach der Mittagspause den Antrag, Wolter auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen. Dieser Antrag wurde vom Gericht abgelehnt. Die erste Stunde des Nachmittags wurde durch die Befundungen der beiden Nebenkläger Karl und Fried- rich Lukas ausgefüllt, die sich zu einer erschütternden An- klage gegen Wolter auswuchsen. Die Aussagen der beiden Chaußreue, die durch Wolters Ausschreitungen bezüglich und körperlich wohl für Lebenszeit schwer geschä- digt worden sind, erweckten einen sehr gewissenhaften Eindruck und wurden selbst von der Verteidigung als durchaus glaubwürdig anerkannt. Friedrich Lukas schilderte die blutigen Vorgänge in der tragischen Nacht folgendermaßen: Er wäre mit seinem Bruder Ernst, vom Dienst kommend, die Raumerstraße entlang gegangen, als ihnen der jetzige Angeklagte schnellen Schrittes entgegenkam. Sein Bruder Ernst sei heftig angerempelt worden. Als dieser sich in höflichem Tone die Befähigung des Beamten verbat, habe Wolter ihn sogleich vor Bauch und Brust gestochen. Ehe der Angegriffene überhaupt dazu kam, irgend etwas gegen den Rippel zu unternehmen, zog dieser den Revolver und schloß wie wahnsinnig auf den Unglücklichen ein. Der brach, durch Brustschuß schwer getroffen, zusammen. Nicht genug damit:

Wolter gab auf den schwerverwundeten am Boden Liegenden noch mehrere Schüsse ab.

von denen einer Ernst Lukas in den Unterleib traf. Dann wandte sich der Wüterich gegen Friedrich Lukas, den er ebenfalls zu Boden streckte. Als der dritte Bruder Karl die Schüsse vernahm, eilte er hinzu und sah seine Brüder stöhnend am Boden liegen. Karl Lukas glaubte, es mit einem Geisteskranken zu tun zu haben. Sobald Wolter seiner gewahr wurde, schrie er: Hände hoch! Ob- gleich Lukas der Aufforderung sogleich nachkam, füllte der Schief- wütige seine Revolverpistole mit einem neuen Magazin und begann auf Karl L. wie wild zu schießen. Die ersten Schüsse gingen fehl. Der Angegriffene suchte sich nunmehr durch Blucht zu retten. Wolter stürzte hinter ihm her und streckte ihn an einer Wegkreuzung durch vier Schüsse nieder. Nun stürzte sich Wolter in sinnloser Wut auf die am Boden Liegenden. Dem sterbenden Ernst Wolter trat er mit den Stiefeln ins Gesicht und schlug ihm mit dem Eisenrücken seiner Pistole auf den Kopf. Ebenso mißhandelte er die beiden anderen Brüder aufs schwerste. Inzwischen hatte sich eine größere Anzahl Passanten angesammelt. Wolter gab nunmehr das Rottsignal. Den herankommenden Beamten teilte er völlig wahr- heitswidrig mit, daß er von den drei Brüdern überfallen worden wäre. Auf dem Transport zur Rettungswache beschimpfte Wolter die Schwerverletzten aufs heftigste und konnte nur mit größter Mühe davon abgehalten werden, auf die in ihrem Blute Liegenden mit dem Seitengewehr einzuschlagen. (1) Diese Schilderung der Brüder Lukas mit ihren geradezu grauenerregenden Details wurden in der darauffolgenden ausgedehnten Zeugen- vernehmung in vollem Umfange bestätigt. Wolter muß geradezu wie eine Bestie gemüht haben!

In der Beweisaufnahme befandete der Leiter der Rettungswache in der Witzstraße, in welche die drei schwerverwundeten Brüder Lukas eingeliefert wurden, der Arzt Dr. Cohn, daß Wolter sofort auf ihn zutrat und in überaus erregter Weise, ehe er (Cohn) sich noch um die Schwerverletzten kümmern konnte, unbedingt festgestellt wissen

man am Morgen nachsah, fiel ein starker Gasgeruch an der Wohnung auf. Man demnachrichtete die Polizei und die Feuerwehr und fand die Eheleute in ihrer Stube, die sie vom Hauswirt abge- mietet hatten, tot. Die Gasböhne waren geöffnet, die ganze Stube mit Gas gefüllt. Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos.

Explosion in der Prenzlauer Allee nicht aufgeklärt.

Die Ermittlungen über die Ursache der verheerenden Explosion in der Prenzlauer Allee 87, über die wir im gestrigen Abendblatt berichteten, sind noch nicht abgeschlossen. Die Sach- verständigen stehen vor einem Rätsel. Eine Kessel- oder Leuchtgas- explosion erscheint ausgeschlossen. Fremdkörper, Granatplitzer oder dergleichen, hat man nicht gefunden. Vermutlich hat der ver- unglückte 22jährige Sohn des Förtners, dem die Beine abgerissen wurden, in dem Helzsteller experimentiert. Seine Kleider waren verbrannt, auch hat er schwere Kopfverletzungen er- litten. Aufsehen fand die Feuerwehr in ziemlicher Entfernung von der Unfallstelle im Helzsteller. Die Wirkung der Explosion war ganz außerordentlich. Nicht nur Türen, Fenster und Mauerwerk der Keller waren eingedrückt und zertrümmert, auch im Treppen- haus, im Luftschloß bis zum vierten Stock waren Fensterscheiben u. a. zertrümmert. Mehrere Bauräte haben die Unfallstelle ein- gehend besichtigt. Die Gasleitung und die Kesselanlage wurden in Ordnung befunden, sie sind nicht beschädigt. Es wird nun vermutet, daß Kurz mit Lack und Benzin hantiert hat und daß sich Dämpfe von diesen an dem Feuerloch der Heizanlage entzündet haben.

Von einer nichtamtlichen Persönlichkeit, die Gelegenheit hatte, die Stätte des Unglücks und der Vernichtung zu besichtigen, werden wir auf folgenden zweifellos beachtenswerten Umstand hingewiesen, der allerdings im Gegensatz zu der oben auf amtlischen Feststellun- gen beruhenden Darstellung steht. Danach befindet sich unweit der Stelle, an der der getötete Sohn des Förtners gefunden wurde, eine trichterähnliche Vertiefung, in deren Nähe wieder Stücke einer Sprengkapsel lagen. Diese Wahrnehmung läßt allerdings darauf schließen, daß der Getötete mit einer Spreng- kapsel hantiert hat, die dann explodierte.

Keine Fahrpreiserhöhung bei wissenschaftlichen Fahrten.

Die Deutsche Reichsbahngesellschaft teilt mit: In der Deffent- lichkeit ist vielfach die Meinung verbreitet, daß von der Erhöhung des Fahrpreises für Jugendfahrten auch die Fahrten zu wissenschaftlichen und belehrenden Zwecken (Schulfahrten) betroffen worden seien. Dieses ist nicht der Fall. Für Fahrten zu wissenschaftlichen und be- lehrenden Zwecken, die von Studierenden akademischer Anstalten und Schülern öffentlicher Schulen unter Leitung von Lehrern unter- nommen werden, wird vielmehr nach wie vor eine Ermäßigung von 50 Proz. des gewöhnlichen Fahrpreises gewährt.

Neue Fernsprechvermittlungsstelle „Westend“.

Am 10. Mai wird auf dem Grundstück Charlottenburg, Frede- riciastraße 17-19, eine neue Fernsprechvermittlungsstelle mit der Bezeichnung „Westend“ eröffnet, an die gleichzeitig sämtliche Teil- nehmer der bisherigen Vermittlungsstelle Westend sowie eine größere Zahl von Teilnehmeranschlüssen herangeföhrt werden, die bisher zur Vermittlungsstelle Wilhelm gehörten. Es wird dringend empfohlen, vor Anforderung von Verbindungen mit Teilnehmern des Amtes Westend z. B. aus dem Fernsprechbuch festzustellen, ob die Nummer des verlangten Teilnehmers unverändert geblieben oder ob der Anschluß nach der neuen Fernsprechvermittlungsstelle West- end, unter Umständen mit geänderter Nummer, umgeschaltet wor-

wollte, daß er selbst verlegt sei, da ihm der Daumen weh tat. Der Zeuge hatte den sehr bestimmten Eindruck, daß Wolter mit voller Ueberlegung handelte und sich geschickt zu decken versuchte.

Zahlreiche Zeugen, die kurz nach der Schießerei am Tatort anlangten, geben weitere standhafte Einzelheiten von dem Wüten des Angeklagten. Der Wächter Kuttke bestätigte, daß der Angeklagte Karl Lukas mit Stiefeln und Revolver ins Gesicht gestochen habe. Lukas habe ge- rufen: Töten Sie mich doch nicht, ich habe Familie.“ Der Angeklagte sei aber immer wütender und brutaler geworden. Der Schutzpolizist Schmidt, mit dem Wolter vor der Tat einige Worte be- sucht hatte, gab an, daß Wolter, als er sich in der Unglücksnacht gegen 2 Uhr von ihm trennte, völlig nüchtern war. Der Zeuge Hermann Schmidt befandete, daß er kurz vor jenem Vorfall in der Raumerstraße mit Wolter einen Zusammenstoß gehabt habe. Wolter habe ihn ohne jeden Grund belästigt. Als er sich dagegen wandte, habe der Angeklagte gesagt:

„Solche Leute wie Sie schieße ich acht bis zehn tot, wenn es sein muß.“

Als er darauf einem Polizeibeamten gesagt habe, man solle dem Mann die Schutzweste abnehmen, da er Unheil anrichten könne, hätten diese erwidert: „Ach, den laßt man gehen, das ist der be- löstene Wolter.“ Nach der Vernehmung von etwa 25 Zeugen wurde auf die übrigen verzichtet.

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Herrmann bemerkte in seinem Plaidoyer, daß Wolter seine Taten mit einer geradezu beispiel- losen Rohheit ausgeführt habe. Der Tatbestand wäre sonnen- klar. Es könne keine Rede davon sein, daß Wolter in Rotwehr gehandelt habe. Im Gegenteil, er habe ohne jeden Grund sich auf die Brüder Lukas gestürzt und sie niedergeschossen. Im Bewußtsein seiner Macht und vom Dünkel des Größenwahns ergriffen, hätte der Angeklagte die Waffe gezogen und geschossen. Gegen solche Elemente, die das Ansehen der Polizei aufs schwerste schädigen, müsse rücksichtslos einge- schritten werden. Die Tat Wolters grenze an Nord. Die Bemerkung einer Zeugin, daß er eine Bestie in Menschen- gestalt sei, liege der Wahrheit nicht fern. Als besonders scham- los muß es bezeichnet werden, daß Wolter, nachdem er einen der Brüder erschossen und die beiden anderen schwer geschädigt hatte, die Unverschämtheit besaß, den Spiel umzudrehen und seine Opfer anzugehen. Die Aussage Wolters in der ersten und zweiten Instanz war von A bis Z bewußter Meinelid.

„Selten wohl ist ein so gewissenloser Meinelid geschworen worden.“

Am Schluß seines Plaidoyers beantragte der Staatsanwalt eine Gesamtstrafe von 5 Jahren und 3 Monaten Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf zehn Jahre und Aberkennung des Rechtes zur Bekleidung öffentlicher Ämter. Der Verteidiger des Nebenklägers, Dr. Herzfeld, schloß sich in kurzen Ausführungen dem Plaidoyer des Staatsanwalts an. Er betonte, daß man bei der Rohheit der Tat die beantragte Strafe für fast als zu milde erklären müsse. Der Verteidiger des Angeklagten verurteilte mit dem Argument schwerer Trunkenheit zu operieren und bat um mildernde Umstände. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Herrmann ver- zichtete auf das Schlusswort. Nach etwa einstündiger Beratung ver- kündete Landgerichtspräsident Dr. Bernau das Urteil. Polizeiober- wachmeister a. D. Wolter wurde wegen eines vollendeten Totschlages und Totschlagsversuchs in zwei Fällen sowie wegen Meinelids zu einer Gesamtstrafe von sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, auf die drei Monate drei Wochen der erlittenen Untersuchungshaft angerechnet werden. Außerdem wurden Wolter die bürgerlichen Ehren- rechte auf die Dauer von fünf Jahren aberkannt. Das Gericht ist somit über den Antrag der Staatsanwaltschaft hinaus- gegangen. Das Volksempfinden dürfte in diesem Fall dem Gericht zustimmen.

den ist. Nur dann können Verbindungen ohne Zeitverlust hergestellt und verzögernde Nachfragen bei den anfangs stark belasteten An- kunftsstellen vermieden werden. Der Betrieb der neuen Vermitt- lungsstelle Westend in der Fredericiastraße ist dem Fernsprechamt Berlin-Charlottenburg 2, Goethestraße 2-3, unterstellt.

Der gefangene Geier klagt:

Ihr sperrt mich ein, obgleich ich Euch nicht geschadet habe. Aber Ihr habt die Nacht mich einzusperrt. Warum tötet Ihr mich nicht? Wenn Ihr mich aber leben laßt, dann quält doch nicht täglich meinen Leib, da sich doch meine gequälte Seele nach der verlorenen Freiheit sehnt.

Wer bin ich denn? Ein beschidener Vogel, dem nichts als höchste Qual das Recht gibt, Euch anzukrächzen: Ich bin der Gänsegeier aus Tibet, gefangen- gesetzt bei Euch im Zoo.

Ihr öffnet an mir Eure „Tierliebe“. Einem hohen Käfig habt Ihr mir gegeben. Aber will ich mich in ihm bewegen, muß ich meine Flügel ausbreiten; dazu ist er zu schmal. Jedesmal, wenn ich mich rühre, schlage ich mich blutig. Bewege ich mich nicht, sterbe ich. Jede Bewegung aber bedeutet Schmerz, Rehr Blut.

Wozu das? Damit Ihr sagen könnt: Sieh diesen häßlichen Vogel, er hat irre Augen und einen Schnabel, als wolle er Augen auspicden. Er lebt von Ras. Wahr ist es: Ich lebe von unzer- fochten toten Tieren. Euch aber freut es, Lebende totzuguäßen.

Will ich leben, so muß ich fliegen. Will ich jetzt fliegen, so muß ich bluten. Helft mir doch. Verbreitert mein Gefängnis ein wenig. Teuer ist es nicht. Und Ihr braucht Euch weniger zu schämen.

Ueber Landesverrat und Landesverräter.

Senatspräsident am Kammergericht Dr. Freymuth sprach in einer Verammlung der Liga für Menschenrechte über Landesverrat. Er erinnerte daran, daß laut Eminger's Aus- spruch im Jahre 1923 etwa 1200 Landesverrats- prozesse geschwebt haben. Unter diesen verdienen beson- deres Interesse die Prozesse, die Journalisten betreffen. Neben dem bekannten Prozeß Fischenbach schweben noch Verfahren gegen den Redakteur der „Roten Fahne“, Steinicke, gegen Professor Duibbe, Küster, v. Gerlach, Dr. Gumbel, Redakteur Quint von der „Frankfurter Volkstimme“ und gegen viele andere. Es handelte sich hier in erster Linie um Veröffentlichungen hochoverrätherischer und ähnlicher Handlungen der Vaterländischen Verbände. Bei einem großen Teil dieser Fälle ist das Verfahren eingestellt worden. Beson- ders aktuell ist im Augenblick der Fall Heinrich Wandt, der wegen Landesverrats vom Reichsgericht zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. Es war ihm zur Last gelegt, das Protokoll der Vernehmung eines belgischen Soldaten einem belgischen Journa- listen zur Verfügung gestellt zu haben.

In der Urteilsbegründung hieß es: „Wahgebend ist, daß durch den Verrat des Schriftstückes die belgischen Persönlichkeiten verraten worden sind, mit denen die deutsche Regierung während des Kriegs in Verbindung getreten war. Sollte unsere Regierung einmal in die Lage kommen, für ihre Zwecke der Hilfe jener Männer von neuem sich bedienen zu müssen, was bei einer Veränderung der gegen- wärtigen Lage leicht eintreten könnte, so würde ihr das durch diesen Verrat bedeutend erschwert werden.“ Gemeint ist: im Falle eines neuen Kriegs. Obgleich der Reichstagsabgeordnete Prof. Dr. Walter Schilling als Sachverständiger die Geheimhaltung dieses Protokolls nicht für notwendig erachtete und der Verurteilte die

Unsere Politik!

**Für wenig Geld
den höchsten Wert**

ist die Ursache unserer kolossalen Erfolge, die uns täglich neue Käuferscharen in unsere Geschäftsräume bringt

All die vielen Tausende von Frauen wissen schon, weshalb sie bei uns kaufen

Und Sie? Auch Ihr Interesse, Ihr Vorteil gebietet, die nebenstehenden Angebote auf das Eingehendste zu prüfen und sie nicht ungeprüft zu lassen



**C & A
BRENNINKMEYER**

Königstraße 33
Am Bf. Alexanderplatz
Chausseestr. 113
Beim Stettiner Bahnhof

Jugendlich-flott
mit schwarzer Tresse, buntem Soutache- und Knopfschmuck. Ist dies kasackförmige Kleid der feste Strapazierzug den Sie als praktische junge Frau brauchen. Cheviot
5⁷⁵

Fest, praktisch
mit hochmodernem Faltenansatz, Tresse und Bandschlepp, nicht besser können auch Sie Ihr jugendlich-flottes Strapazierkleid wählen. Cheviot
8⁷⁵

Seidenslickerei
und Fallengruppen in hochmod. Längsführung geben diesem vornehm-elegantem Tagesmantel jene flotte, schlanke Linie, die auch Ihrer Figur günstig ist. Guter Wollripp
25⁰⁰

Typisch-Herrngemäß
das flotte Sekko-Kostüm, so wie Sie als gut-angezogene Frau Ihren praktischen Straßenanzug wünschen. Epinglé, Locke ganz auf halbseidenem Serge.
39⁰⁰

Schriftliche Bestellungen können nicht berücksichtigt werden!

Theater, Lichtspiele usw.

Staats-Theater
Opernhaus
7 1/2 Uhr: Martha
Opernhaus
am Königplatz
7 Uhr: Zauberflöte
Schauspielhaus
7 1/2 Uhr: John Gabriel
Berkmann
Schiller-Theater
7 1/2 Uhr: Charleys Tante
Gr. Volksooper
im Theat. d. Westens
7 1/2 Uhr:
Julius Cäsar
Volkshäuser
7 1/2 Uhr: Schluck u. Jau
Deutsch-Theater
8 Uhr:
Der Revisor
Kammerspiele
8 Uhr:
Die Wollust der
Anständigkeit
Die Komödie
Karlshorst
206/207
8 Uhr:
Robert u. Bertram
Theater I. d. Köpenicker Str.
8 Uhr: Frankiska
Komödienhaus
8 U.: Das silberne
Kaninchen
Berliner Theater
7 45 Uhr:
Annaliese v. Dessau
SOA
8 Uhr:
**VARIÉTÉ-
REVUE**

Deutsch. Künstlerbeat.
Tägl. 8 Uhr
Monsieur Trulala
Musik von Hugo Hirsch
Max Adalbert
Trude Hesterberg
Curt Bois
Edith Schollwer
Neuhoff
Lustspielhaus
8 Uhr: Gail Döhler
D. wahre Jakob
Operettenhaus
an Köpenicker
Sonntag 8 Uhr
Zum 28. Male:
**Die Bar auf
Montmartre**
Wallner-Theat.
1 1/2 Uhr:
Romeo u. Julia

WINTERGARTEN
Der glänz. Mai-Spielpl. Sonnt.
nachm. 3 U.: halbe Pr. Tagesgast!

Reichshallen-Theater
Abend 8 U. u. Sonntag nachm. 3 Uhr
Stettiner Sänger
Nachmittags halbe Preise
volles Abendprogramm!
Dönhoff-Brett!
Mai-Programm!
Falkner-Orchester

LUNAPARK
Heute: Elite-Tag!
9 Uhr Kunstfeuerwerk 9 Uhr
930 Autowettrennen in der Luft 930
Konzert des Berliner Philharm. Blasorchesters
Eintritt 1,25 Mark

Rennen zu Karlshorst
Donnerstag, d. 7. Mai, nachm. 3 Uhr
Oreadian-Jagdrennen
Inserate im
Vorwärts
sichern Erfolg!

**Komische
oper**
8 U. Dir.: James Klein 8 U.
Berlins einzigste
und erfolgreichste
REVUE:
Das hat die Welt
noch nicht geseh'n
Bald 800 Aufführungen!
30 Bilder! 250 Mitwirkende!
Sommerpreise.
Stg. 3 1/2 Uhr ermäßigte Preise
Jed. Erwachsene 1 Kind
frei!

Reederei Wesenberg & Klempin
Vertreter: Max Hartkopf
Berlin C 2, An der Stralauer Brücke 7
(am Stadtbahnhof Jannowitzbrücke)
(vormals Fa. Robert Krenz)
Fernspr.: Königsstadt 2062 u. Alexand. 8426
Dampferlandungsbr. i. Berlin: Michaelskirchbr.
Ostausgang Bahnhof Jannowitzbrücke
empfiehlt sich zu Dampferfahrten nach
der Oberspre, Unterspre und Havel
unter den kulantesten Bedingungen
Verreisen, Gewerkschaften, Fabriken und
Schulen äußerst billige Preise.
Deutscher Metallarbeiter-Verband
Achtung! **Berwaltungsmittglieder!**
Die Sitzung der Verwaltung
findet statt.
Achtung! Feilenarbeiter Achtung!
Geht, Donnerstag, den 7. Mai, nach-
mittags 5 Uhr, im Verbandshaus,
Cincostr. 83, 85.

**DIE HEIMAT DER
REEMTSMA-TABAKE**

PHILIPPOPEL
ADRIANOPEL
KONSTANTINOPEL
DRAMA XANTHI
SERRES CAVALLA
SALONIKI
MARMARA MEER
BRUSSA
AGAISSCHES MEER
SMYRNA

Metropol-Theater
8 Uhr Die Novität 8 Uhr
Tausend süße Beinchen
von Walter Bromme
Lea Seidl, Siegfried Arno,
Ferry Sikia, Friedel Dotza,
L. Perry, H. Krauss, F. Strehlen
Friedenspreise!
Promenoir 2 M., Park 3,
4, 5 M., Park auf d. 2. M.
Verkauf von Theaterprogrammen

**WALHALLA-
THEATER**
Weinbergweg,
Rosenhaler Tor.
Täglich 7 1/2 Uhr
**Ensemble-
Gastspiel
des
Metropol-
Theaters**
Der große Schläger
**Gräfin
Mariza**
Original-
Besetzung &
Ausstattung
Preise:
0,75-4,50 M.
Rose-Theater
8 1/2 Uhr:
Hochzeit vor d. Ehe
**Circus
Busch**
Tägl. 7 1/2, Sgs. u. 3 U.
Neu!
Seelöwe „Charlie“
als Musikvirtuose
im Circusstil
der lustigen Revue:
Kasch, Kasch
Vollständ. Preise

**Erstes
Reklame-
Theater**
Funkhaus
Kaiserdamm
Ist denn hier
der Teufel los?
Premierenbesetzung
D. außerordent-
lichen Erfolges
wegen verling.
bis 10. Mai
Tägl. 5 u. 8 Uhr
Westend 1438
Theater am Kolth Tor
Tägl. 8 Uhr u.
Sonnt. nachm.
8 Uhr:
**Elite-
sänger.**
Glänzendes
Programm!

Herrnfeld
Theater
im Intimen Theater
Tägl. 8 1/2 Uhr:
**Klabrias-Partie
Hansierer Jokele
Die zweite Frau**
Casino-Theater
Lehringer Str. 17 Tägl. 8 Uhr
Humor und heitere Stimmung
**Mädels vom
Kurfürstendamm**
die neue lustige Komödie
Vorher das
Mai-Programm!
**Ufa-Palast
am Zoo**
7 und 9 Uhr:
**Wege zu Kraft
und Schönheit**
Vorverkauf
11-2 Uhr.

Hallo!!!
Brauchen Sie einen
Damenmantel?
Wir verkaufen Damenmäntel in
guter Ausführung schon für
5⁰⁰, 7⁰⁰, 10⁰⁰, 12⁰⁰ usw
Konkurrenzlos billig,
da wir selbst fabrizieren.
Damenmantelfabrik
Berlin W 8
Charlottenstr. 56 N. Ecke Leipziger Str.

Auf Grund des Prospektes sind
Reichsmark 3 600 000 Aktien
eingeteilt in
24 000 St. je RM. 50 No. 1-2000, No. 24 001-28 000
4 000 „ „ „ 100 „ 28 001-34 000
100 „ „ „ 100 „ 34 001-35 000 der
Textilindustrie Niederrhein A.-G.
zu M. Gladbach
zum Handel und zur Notiz an der
hiesigen Börse zugelassen.
Berlin, im April 1925.
Richard Harte, Laband, Stiehl & Co.
Biochemie
Humb. 4297
Dr. med. Jacobson
Weissenburger Str. 50.

Wie Höfle starb.

Skandalöse Feststellungen im Untersuchungsausschuß.

Nach einer ziemlich inhaltslosen Vormittagsitzung machte die Nachmittagsverhandlung am Mittwoch eine Wendung in dem Gang der Arbeiten des Höfle-Ausschusses. Die Aussagen des Krankenpflegers Müller zeigten, daß die Lazarettabteilung, in der Höfle vom zweiten Tag seiner Haft an lag, das Gegenteil eines Gefundungsorts war. Schuld an diesen Zuständen ist in erster Linie die Pflanzung des Gefängnisarztes Dr. Thiele. Frage an den Zeugen: „Wie lange machte Dr. Thiele Dienst?“ Der Zeuge verweigert die Antwort. Schließlich nach Bedrohung mit dem Zeugniszwangsverfahren: „Dr. Thiele kam um 10, 11 oder 12 Uhr und blieb jedesmal eine, anderhalb, höchstens zwei Stunden.“ Eine Angabe, die der später vernommene Zeuge Wachmeister Köhring, der Thiele auf seinen Visiten begleitete, vollkommen bestätigt. Bei mehr als 80 Kranken dauerte die eigentliche Visite höchstens eine Stunde, oft weniger, also etwa eine halbe Minute pro Patient. Herr Dr. Thiele wohnte in einem westlichen Vorort. Trotz irgendeiner pflichtigen Verschlechterung ein, so wurde er telephonisch angerufen. Dr. war er nicht zu erreichen, und es mußte dann irgendein Privatarzt geholt werden. Seine Anordnungen gab dann Dr. Thiele telephonisch. Frage an den Zeugen Müller: „Kam er dann wenigstens hinterher persönlich, um sich von der Wirkung zu überzeugen?“ Zeuge Müller: „Nein. Er verließ sich auf uns Krankenpfleger.“ Auf die Krankenpfleger wurde tatsächlich fast alles abgemäzt, was der Verantwortung des Arztes unterlag.

Auf der anderen Seite machte man ihnen aber die Ausübung dieser Verantwortung unmöglich. Sie bekamen nicht einmal die Schlüssel zu Verband- und Medikamentenschränken. Schnitt sich etwa ein Gefangener die Pulsadern auf, so mußte der Krankenpfleger erst nach dem Hauptgebäude laufen und einen Gefängniswärter holen, der die Schlüssel zum Verbandkasten hatte. Das dauerte fünf bis zehn Minuten. Der Gefangene konnte inzwischen verbluten. Am Sonntag machte Dr. Thiele prinzipiell keinen Dienst. Ebenso nicht an zwei aufeinanderfolgenden Feiertagen, z. B. Oster Sonntag und Ostermontag. An diesen Tagen wurde an Arzneien schematisch weiter verabfolgt, was am Vortage verordnet war. Herr Dr. Thiele gab höchstens in ganz dringenden Fällen irgendeine telephonische Anweisung.

Besonders skandalös ist das Verhalten Dr. Thieles gegenüber dem sterbenden Dr. Höfle. Dr. Höfle ist am Montag, den 21. April, gestorben. Die Zeugen Müller und Köhring, ebenso der Verteidiger Dr. Beschke befanden übereinstimmend, daß bereits am Mittwoch, den 15. April ein völliger Verfall Dr. Höfles eintrat. Dr. Thiele habe nichts weiter getan, als Höfle die Schlafmittel zu entziehen, weil er ja ohnehin meist bestimmungslos war. Das untere Personal geriet in Besorgnis. Die Krankenpfleger machten besonders detaillierte Eintragungen in das Krankenblatt, um ihrerseits nicht mit der Verantwortung belästigt zu werden. Diese Eintragungen wurden nicht beachtet.

In der Nacht vom 18. zum 19. April rief der Zeuge Köhring um 4 Uhr bei Dr. Thiele an, daß es sehr schlecht mit Höfle stehe. Dr. Thiele möchte sofort kommen. Dr. Thiele aber ordnete nur telephonisch eine Injektion an und verlangte eine halbe Stunde später Bericht über die Wirkung. Oberwachmeister Köhring berichtete um 4 Uhr 30, daß keine Besserung eingetreten sei. Nicht etwa von selber, sondern auf Köhrings Verlangen bewilligte Dr. Thiele jetzt, daß Höfle schwer krank geschrieben wurde. Er versprach auch zu kommen, kam aber nicht, sondern setzte sich erst in Bewegung, nachdem der Oberwachmeister zum Strafinspektorstelle mit der Schwerkrankenmeldung gegangen war, und dieser in Person durch ein drittes Telephonat Herrn Dr. Thiele zum Erscheinen aufforderte. Um 1/7 Uhr früh war Dr. Thiele endlich da.

Aber es kommt noch skandalöser: Während sowohl der Krankenpfleger Müller als der Oberwachmeister Köhring — beides ausgebildete und erfahrene Krankenpfleger — keinen Zweifel daran hatten, daß es mit Dr. Höfle zu Ende ging, erklärten Dr. Thiele und der vom Anstaltsleiter inzwischen gleichfalls herangezogene Medizinalrat Dr. Störmer, daß keine Lebensgefahr bestehe! Das war 36 Stunden vor dem Tode, bei tiefer Bewußtlosigkeit Höfles, aus der dieser nicht mehr erwachte. Aber freilich: Bejahung der Lebensgefahr hätte zur Aufhebung des Haftbefehls führen müssen.

Raum weniger erschütternd waren die Mitteilungen des Verteidigers Höfles, Rechtsanwalt Dr. Beschke. Aus diesen ging klar hervor, daß Höfle am 9. Februar sein Mandat niedergelegt, obwohl ihm seine Rechtsanwältin vorher erklärt hatten, daß er bei der allgemeinen Einstellung der Staatsanwaltschaft in der Barmat-Sache dann mit seiner sofortigen Verhaftung rechnen müsse, und obwohl die Rechtsanwältin Herrn Dr. Höfle über die Paragraphen der Anklage und die darin bezeichneten Strafen genau belehrt hatten. Diesen Mann, der sich ihr freiwillig auslieferte, erklärte die Staatsanwaltschaft mit der größten Hartnäckigkeit, für fluchtverdächtig!

Der gestrige Tag war ein dunkler Tag für die Justizorgane, deren Verhalten einen unglaublichen Skandal heraufbeschworen hat.

In der Nachmittagsitzung begann der Untersuchungsausschuß des Falles Höfle mit der Vernehmung der Pfleger des Gefängnislazarets, die zunächst nicht erteilt werden. Zeuge Pfleger Walter Müller erklärt, Dr. Höfle machte bei seiner Einlieferung einen ruhigen, bescheidenen und frischen Eindruck. Gefangene aus besseren Ständen wurden gewöhnlich ins Lazarett gelegt, weil sie eine größere Zelle beanspruchten. Eine Krankenzelle ist 76 Kubikmeter groß, eine Gefängniszelle nur 22 Kubikmeter. Auf die Frage, ob er solche Fälle angeben könne, nannte der Zeuge Kauf und Kriminalkommissar Peters. Dr. Höfle war seelisch deprimiert. Er lag sehr viel im Bett. Er klagte über Herzbeschwerden, Atembeschwerden, innerliche Erregung und Unruhe seinen Angehörigen gegenüber. Der körperliche Zustand verschlechterte sich zusehends, vor allem im letzten Monat. Dr. Höfle hat damals wenig Nahrung zu sich genommen. Ueber die Behandlung durch uns hat er nie geklagt. Er klagte aber über Herzschwäche und Schlaflosigkeit. Der Puls war oft kaum fühlbar, sein Gang oft schwankend. In letzter Zeit ist ihm das Essen überhaupt nicht mehr bekommen. Die Augen waren eingefallen, wurden glasig, zeigten tiefe Ränder. Die Haut- und Gesichtsfarbe verfärbte sich, die Waden hingen schlaff herunter. Fichtennadelbäder, die er bekommen sollte, lehnte er ab.

Die Notiz: „Dr. Höfle gibt an, bewußtlos zu sein.“ stammt von Dr. Thiele.

Abg. Dr. Wehl (Soz.) stellt nach den Aussagen des Zeugen Müller, daß die durch Verordnung von 1906 gegebene gesetzliche

Anweisung zur Führung von Krankenblättern und Krankenbüchern nicht ordnungsgemäß befolgt wurde.

Zeuge Müller führte dann weiter aus, er habe in der Nacht vom 18. zum 19. April Dr. Höfle bei unregelmäßigem Puls tief schlafend gefunden und er habe darauf den Arzt benachrichtigt. Seiner Ansicht nach handelte es sich um Bewußtlosigkeit, die anhielt bis zur Ueberführung ins Hedwig-Krankenhaus. Das Diktat Dr. Störmers bei der Untersuchung lautete: Pupillen und Gesichtsfarbe ergeben Reaktion auf Nabelstiche. Zeuge Müller hat jedoch, auch unter Anwendung der elektrischen Lampe, keine derartige Reaktion feststellen können.

Zeuge Müller erklärt weiter, es sei sehr selten vorgekommen, daß die erkrankten Häftlinge, auch schwer erkrankte, einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterzogen worden seien. Auch Dr. Höfle sei nicht eingehend untersucht worden, wenigstens nicht in Gegenwart des Zeugen.

Abg. Dr. Böhm (D. Sp.) stellt darauf den Antrag, auf Grund dieser Aussage sofort nach Beendigung der Vernehmung der vier Pfleger in die Anhörung des Dr. Thiele einzutreten. Nach einer kurzen Geschäftsordnungsdebatte wird dieser Antrag angenommen.

Auf Befragen des Abg. Weiser (Str.) gibt Zeuge Müller an, Dr. Thiele habe Dr. Höfle bereits am 15. April morgens in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit vorgefunden. Seine Kollegen hätten ihm am Mittwoch, den 15. April, erklärt, der Kranke mache ihnen einen ganz verfallenen Eindruck. Trotz dieses sichtlich körperlischen Verfalls vom Arzt die Schlafmittel weiter verordnet worden. Er (der Zeuge) habe Dr. Höfle am 15. April die seitens des Arztes verordnete Tablette nicht gegeben.

Während der Sonn- und Feiertage wurden die Verordnungen des Vortages angewendet, auch wenn es sich, beispielsweise, um drei Feiertage handelte. Unter dieser Bestimmung seien auch die verordneten Schlafmittel. Die Tabletten habe Dr. Höfle stets im Beisein der Pfleger in den Mund genommen. Was er später damit gemacht habe, ob er sie vielleicht ausgespuckt habe, wisse der Zeuge nicht. Ob Dr. Höfle bereits vor seiner Verhaftung an Schlaflosigkeit litt, kann der Zeuge nicht angeben, jedoch habe sich Dr. Höfle oft darüber beschwert, daß die verordneten Schlafmittel nicht ausreichend seien. Dr. Störmer hat zu mir in Gegenwart zweier Beamten gesagt: Gefahr besteht nicht. Krankenpost ist Dr. Höfle nicht verabfolgt worden. Die Selbstkosten ist seinem körperlichen Zustand nicht angepaßt worden. Dr. Thiele hat auch nie eine besondere Diät vorgeschrieben. An dem Sonnabend vor Ostern war Dr. Höfle nicht betrunken. Er hatte einen schwankenden Gang; vielleicht hat das der Pfleger Kieß als Trunkenheit angesehen. Auch am Sonntag schwankte Dr. Höfle, ging aber mit Unterführung eines anderen Gefangenen doch zur Kirche. Danach verschlechterte sich dann sein Zustand wieder. Dr. Thiele hat auf telephonische Meldungen vom schlechten Befinden eines Kranken öfter telephonische Anweisung gegeben; er hat sich auf unser Können verlassen. Nur am Abend des 18. April ist Dr. Thiele über Dr. Höfles Befinden telephonische Mitteilung gemacht worden. Dr. Höfle war auch wohl schon vorher krank, vielleicht war seine Verlegung ins Lazarett berechtigt. Eine Besserung des Zustandes am Morgen des 18. April hält der Zeuge für ausgeschlossen. Zwischen den Pflegern und der ärztlichen Leitung haben neuerdings sehr erhebliche sachliche und persönliche Unstimmigkeiten bestanden. Der Zeuge bezeichnet dann aber das Wort „Unstimmigkeit“ als zu hoch; es handle sich mehr um ein Nichtachten der Pfleger durch die Ärzte. Wir sind eben nicht da! Seitdem Dr. Thiele eingetreten ist, sind keine Arztbesuche an Sonn- und Feiertagen mehr gemacht worden.

Die bei Dr. Höfle gefundenen Luminaltabletten sind alle im Zerkleinert, d. h. sie sind in den Mund genommen worden, aber nicht eingenommen, sondern wieder herausgenommen.

In den beiden Osterfeiertagen hat Dr. Höfle noch einen ganz guten Eindruck gemacht. Doch nach dem 3. April, für den ein Gewicht von 77 Kilogramm angegeben ist, seine Bewegungen mehr stattgefunden haben, lag an der Ueberfaltung der Beamten. Die schwere Waage, auf der der Kranke sitzend gewogen wird, muß von einem Stockwerk des Gefängnisses in das andere transportiert werden. In der allerletzten Zeit ist eine weitere Abnahme des Körpergewichts möglich gewesen. Vergiftungsverdacht haben wir unter uns schon am Mittwoch, 15. April, angenommen. Ob einer der Ärzte darauf aufmerksam gemacht worden ist, weiß der Zeuge nicht.

Die Notwendigkeit, Dr. Höfle in die Charité zu überführen, haben wir zwar unter uns besprochen, aber zu einem dahingehenden Vorschlag führten wir uns zu wenig.

Daß Dr. Höfle Tabletten von außerhalb bekommen haben kann, hält der Zeuge für möglich. Die Mengen, die wir auf der Station haben, sind ganz minimal, so daß damit eigentlich kein Unfug getrieben werden kann. Auf legalen Wege mag Dr. Höfle im ganzen vielleicht 60 bis 70 Tabletten bekommen haben. Er hat immer nur die vom Arzt verordneten Tabletten bekommen. Wechsliche Fälle, daß Kranke sich Tabletten zu einem bestimmten Zweck aufgekauft haben, haben wir schon gehabt. Dr. Höfle erklärte mir am 2. Feiertag, daß er am 3. Feiertag entlassen werde sollte. Da er am dritten nicht entlassen worden ist, nehme ich an, daß die Vergiftungsvermutungen sich deshalb sehr stark zeigten, um entlassen zu werden. Er wollte sich wahrscheinlich haftungsfähig machen. Die Schlaflosigkeit hat Dr. Höfle nach meiner Meinung nur vorgeschützt.

Darauf tritt der Ausschuß in die Vernehmung des Oberwachmeisters Köhring ein, der auch sofort erteilt wird.

Der Zeuge bestätigt, daß er den Arzt bei den Krankenbesuchen begleitete. Die Visiten dauerten meistens ein bis einhalb Stunden, manchmal auch geringere Zeit. Sonst war der Arzt noch beschäftigt mit Röntgenaufnahmen, Bestrahlungen, der Abgabe von Gutachten usw. Dr. Thiele habe am 11. Februar, dem Tage nach der Einlieferung, Dr. Höfle eingehend etwa eine Viertelstunde untersucht. In der Zeit bis zum 14. April ist dem Zeugen über eine Veränderung des Gesundheitszustandes oder hinsichtlich einer außerordentlichen Gewichtsabnahme nichts aufgefallen. Dr. Störmer, so befindet der Zeuge weiter, habe aber schon bald nach der Einlieferung erklärt, Dr. Höfle tranke an einem schweren Herzleiden und es seien Betrübe und unbedingte Schonung für den Patienten nötig. Dr. Höfle selbst habe um Hinzuziehung seines Hausarztes gebeten, was später auch einmal geschah. Der Arzt habe gegen den 15. April geküffert, Dr. Höfle werde auch ohne narkotische Mittel schlafen, doch aber dem Zeugen gegenüber nicht die Vermutung ausgesprochen, daß Dr. Höfle mit nicht solche Mittel verlange. Nach dem 15. April sei dann eine weitere Verschlimmerung im Befinden Dr. Höfles eingetreten. Am 18. April trat eine erhebliche Verschlechterung ein. Ich sagte zu meinem Kollegen, ich könne die Verantwortung nicht weiter übernehmen und telephonierte — etwa kurz nach 4 Uhr — an Medizinalrat Dr. Thiele, daß ich den Zustand Dr. Höfles für bedenklich halte. Ich bat Dr. Thiele, zu kommen. Dr. Thiele verordnete zunächst telephonisch eine kombinierte Kampfer- und Pfefferminz- und logte, ich sollte nach einer Stunde wieder anrufen. Nach knapp einer halben Stunde telephonierte ich noch einmal und teilte Dr. Thiele mit, daß Dr. Höfle auf die Spritze nicht reagiert habe. Dr. Thiele sagte zu, sofort kommen zu wollen. Um 4 Uhr 50 Min. habe ich dann eine Schwerkrankenmeldung

geschrieben und sie in Begleitung des Vorstehers Schmidt dem Oberdirektor überbracht. Nach 1/6 Uhr kam ich zu diesem. Er sprach noch einmal mit dem Untersuchungsrichter Landgerichtsrat Dr. Rothmann und die Herren telephonierten noch einmal an Dr. Thiele; ich hörte aber nicht, was sie sprachen. Mein Dienst war zu Ende. Hier wird die Vernehmung des Zeugen Köhring unterbrochen und zunächst Rechtsanwält Dr. Beschke als Zeuge vernommen, der mit Dr. Abtsberg Rechtsbeistand Dr. Höfles war.

Zeuge hat Höfle bei der ersten Rücksprache auf die Wahrscheinlichkeit einer Verhaftung hingewiesen. Trotzdem hat Höfle sein Mandat niedergelegt.

Zeuge hat darauf Oberstaatsanwalt Dr. Linde, die Verteidiger, wenn die Absicht der Verhaftung bestehe, vorher zu unterrichten. Dr. Linde gab eine ausweichende Antwort. Am selben Tage wurde Höfle verhaftet. Zeuge sagt weiter aus:

Höfle beklagte sich über die Oberflächlichkeit der Befehle des Gefängnisarztes.

Einmal hat dieser in meiner Gegenwart auch nach dem Puls gefühlt. Nachher sagte Dr. Höfle zu mir: Sehen Sie, das ist die ganze Untersuchung. Später sagte er mir:

Dr. Straßmann verschreibt mir Schlafmittel; ich kann mir nicht denken, daß das gut ist; das scharfe Zeug greift mein Herz an.

Ich teilte das am 9. oder 10. März dem Untersuchungsrichter Landgerichtsrat Dr. Rothmann mit und bat um Hinzuziehung des Hausarztes Dr. Staudacher. Dr. Rothmann gestattete das, aber nur in Gegenwart des Gefängnisarztes. Infolge einer Reihe von Zufälligkeiten kam die gemeinsame Untersuchung dann erst nach mehreren Tagen zustande. Dr. Rothmann hatte schon damals gewisse Bedenken gegen die Vernehmungsfähigkeit Dr. Höfles. Er meinte, die Protokolle könnten vielleicht später angefochten werden. Später bat Dr. Rothmann uns, doch die Schriftsätze eingzureichen, da Dr. Höfle einen etwas verwirrten Eindruck mache.

Der Zeuge erklärt weiter: Von Mitte März ab begann Dr. Höfle einen sehr niedergedrückten Eindruck zu machen. Anfang April wollte ich Dr. Höfle wiederum aufsuchen und erfuhr vom Untersuchungsrichter, daß er inzwischen in die Charité gebracht wurde. Am nächsten Tage sprach ich Dr. Höfle, der mir erklärte, Medizinalrat Störmer und Geheimrat Kraus seien sehr günstig für ihn und hätten ihm gesagt, sie wollten ihm gern helfen, denn sein Gesundheitszustand wäre wirklich bedenklich. Darauf entschloß ich mich, den Haftentlassungsantrag zu stellen. Das geschah am 8. April. Am Mittwoch nach Ostern rief mich Frau Dr. Höfle an und logte mir, es ginge ihrem Manne sehr schlecht; sie wäre am Dienstag bei ihm gewesen und hätte ihn fast nicht wiedererkannt. Ich ging dann am Donnerstag früh zu Staatsanwaltschaftsrat Pelzer, und dieser sagte mir, das Gutachten über den Haftentlassungsantrag sei noch nicht da.

Insoweit er aber mißte, bejaht das Gutachten die Haftunfähigkeit.

Am Spätnachmittage besuchte ich dann Dr. Höfle wieder, wobei sein Zustand mit dem von vor 8 Tagen durchaus nicht mehr vergleichbar war. Er sprach mit schwerer Stimme, konnte kaum richtige Sätze bilden und folgte auch den Gedankengängen nicht mehr richtig. Bei einem erneuten Besuch am Freitag traf ich Dr. Höfle im Bett an; er war sehr schwach, aber geistig viel klarer als am Vortage. Auf meine Frage, ob sein geistiger Zustand vielleicht darauf zurückzuführen sei, daß er Wein getrunken habe, erklärte er mir bestimmt, daß das nicht der Fall gewesen wäre. Er beklagte sich aber darüber, daß die Ärzte ihn früher gewissermaßen getäuscht hätten, während sie jetzt seine Haftunfähigkeit bejahen. Am selben Tage sprach ich noch mit dem Berichterstatter bei der Strafkammer, Landgerichtsrat Radlof, dem ich sagte, daß doch keine Verdunkelungsgefahr anzunehmen sei und daß jedenfalls kein äußerst gefährlicher Gesundheitszustand die Haftunfähigkeit notwendig mache. Es wurde mir darauf eine nochmalige Untersuchung zugesagt, und ich teilte das Frau Dr. Höfle mit und sagte ihr, daß damit Hoffnung auf Haftentlassung bestehe. Frau Dr. Höfle teilte mir dabei mit, daß der Untersuchungsrichter gegenüber Dr. Staudacher geküffert habe, es bestehe keine Lebensgefahr mehr.

Ich ging dann zu Untersuchungsrichter Rothmann und erfuhr dort, daß Dr. Höfle nachts einen Tobsuchtsanfall bekommen habe und bereits nach dem Hedwig-Krankenhaus gebracht worden sei. ferner erfuhr ich, daß der Haftentlassungsantrag eine Ablehnung erfahren hätte, und ich gab darüber meinem großen Erstaunen Ausdruck und erklärte, daß ich das für absolut unmöglich halte.

Am Montag, den 20. April traf ich dann Dr. Höfle bereits in Klondike an und gegen 5 Uhr nachmittags teilte mir Oberstaatsanwalt Linde den erfolgten Tod mit.

Auf Befragen des Abgeordneten Baumhoff (Str.) erklärt der Zeuge, wenn er erklärt habe, daß das ganze Verfahren seitens des Gerichtes in einer kolossalen Schärfe durchgeführt werde, so habe er damit nicht den Fall Höfle gemeint, sondern das Verfahren gegen Barmat überhaupt.

Vom Ausschuß wird darauf auf verschiedene Widersprüche zwischen der Aussage des letzten Zeugen und der Aussage Rothmanns hingewiesen. Es wird ferner durch Fragen festgestellt, daß Höfle keinem Rechtsbeistand ausdrücklich erklärt hat, fluchtgedanken lägen ihm fern.

Der Ausschuß vertagt sich dann auf Donnerstag 1 Uhr nachmittags. Es sollen in der Hauptsache der Gefängnisgefängnisse, der Lehrer und die weiteren Pfleger gehört werden.

Schluß 8 1/2 Uhr.

Die Steuerberatung im Reichstag

Schluß der ersten Lesung.

Der Reichstag setzte gestern die erste Beratung der neuen Steuervorlagen fort.

Abg. Henning (Völk.) vermißt in den Steuervorlagen eine gerechte steuerliche Erfassung der Schiebergewinne der Inflationsgewinnler. Die Regierung begeht einen schmähligen Wortsbruch, wenn sie nicht den Anleihezeichnern, die ihr Vertrauen voll ihr Geld geliehen haben, dieses Geld ehrlich zurückzahlt. Der Reichsfinanzminister hatte nicht das Recht, die Ueberflüsse aus 1924 selbständig zu verwenden. Da hat der Reichstag zuzureden.

Abg. Dr. Feil (Natioz.) gibt eine kurze Erklärung ab, seine Gruppe lehne die Bier- und Tabaksteuer ab und behalte sich die Stellungnahme zu den übrigen Steuervorlagen vor.

Abg. Kling (Wirtsch. Pg.) führt aus, das System der Vorauszahlungen habe im Jahre 1924 die bäuerlichen Betriebe in allen bäuerlichen Betrieben obligatorisch eingeführt werden.

Die erste Rednerreihe ist damit abgeschlossen.

Abg. Koenen (Komm.) protestiert gegen den Verzicht sämtlicher übrigen Parteien auf die zweite Rednerreihe.

Die Steuervorlagen werden hierauf dem Steuerausschuß überwiesen.

Um 1/5 Uhr vertagt sich das Haus auf Freitag, 2 Uhr. Auf der Tagesordnung steht das Aufmerksamsgesetz.

Zurückhaltung der Auslandsgelder.

Gefahren für die deutsche Wirtschaft.

Die Geldentwertung hatte in den Jahren 1919 bis einschließlich 1923 dazu geführt, daß ein sehr großer Teil der Reinerträge der Industrie und der Landwirtschaft in Sachwerten angelegt wurde, entweder in Form erweiterter oder neugeschaffener Betriebsanlagen oder in ausländischen wertbeständigen Zahlungsmitteln und Effekten. Das hatte zur Folge, daß bei Abschluß der Inflationsperiode die Wirtschaft im Zeichen eines akuten Mangels an Betriebskapital stand. Da auch die Sparkapitalbildung in derselben Zeit fast ganz ausgefallen war, so ergab sich eine Situation, die dadurch gekennzeichnet war, daß die Wirtschaft wohl bedeutend besser ausgerüstet war hinsichtlich der Produktionsmittel wie bei Kriegsende, aber nicht in der Lage war, diese Mittel in erheblichem Maß zu nutzen. Bezeichnend für die damalige Lage ist z. B., daß den sechs Berliner Großbanken und drei größten Provinzialbanken die Guthaben (Glaubiger und Aktepte) auf 1271,2 Millionen Mark zusammenschmolzen waren, während Ende 1913 diese sogenannten „fremden Mittel“ 6181,5 Millionen Mark betragen hatten.

Mangel an Betriebskapital — hohe Zinsätze.

Es ist bekannt, in welcher weitherziger und leichtsinniger Weise die Reichsbank in den Inflationsjahren die Privatindustrie und das Reich mit Krediten versorgt hat. Diese Praxis fand erst ein Ende, als man im Spätherbst 1923 sich endlich zur Ansicht bekannte, daß eine Stabilität des Marktwertes nur durch radikale Einschränkung der Kreditgewährung und der damit verbundenen willkürlichen Geldumlaufvermehrung zu erreichen sei. Seit dieser Zeit steht die Kreditgewährung der Reichsbank in enger Verbindung mit der Währungspolitik, d. h. mit der Notwendigkeit, den Wert der Mark unter allen Umständen stabil zu erhalten, sofern dafür kreditpolitische Maßnahmen in Betracht kommen. Das bedeutet, daß die Reichsbank ihre Kredite — die sogenannten „primären“ Kredite, im Unterschied zu den „privaten“ oder „abgeleiteten“ Krediten der sonstigen Bankinstitute — stets nur unter strikter Berücksichtigung des Einflusses gewähren darf, den die Kreditgewährung auf die umlaufende Geldmenge und damit auf das allgemeine Preisniveau ausübt. Dieser Zustand wirkt sich natürlich aus auf die Kreditgewährung sämtlicher Privatbanken und ist, in Verbindung mit der anhaltenden Knappheit an Sparkapital, die Ursache des hohen Zinsfußes (14 Proz. einschließlich Provision), unter dem die Wirtschaft heute leidet. Die Kreditgewährung der Reichsbank ist also erstens währungspolitisch gebunden und neuerdings auch noch durch das Bankgesetz vom 30. August 1924, das eine 40prozentige Notendeckung in Gold oder Devisen vorschreibt. Daran ändert auch nichts die Feststellung, daß gegenwärtig die der Wirtschaft von der Reichsbank gewährten Kredite bedeutend größer sind als vor dem Kriege (Monatsdurchschnitt 1913: 1545,6 Millionen Mark, März 1925: 2478,2 Millionen Mark). Das erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die Reichsbank bemüht ist, da einzuspringen, wo die Privatbanken infolge der ganz unzulänglichen Kapitalbildung versagen müssen.

Die Kapitalbildung in Deutschland.

Wie steht es nun mit diesem Kapitalbildungsprozess in Deutschland nach Abschluß der Inflation — vollzieht er sich wieder in beachtenswertem Maß und ist gegebenenfalls damit zu rechnen, daß er in absehbarer Zeit einen Umfang annehmen wird, der es der Wirtschaft ermöglichen wird, aus sich heraus dem Verhältnis nach Leihkapital zu genügen? Auf diese Frage geben die einschlägigen Statistiken und Ausweise der Reichsbank, der Großbanken, der Sparkassen usw. eine Antwort, die man etwa so formulieren kann: Es zeigen sich heute bereits erhebliche Anzeichen neuer Kapitalbildung, aber dieser Prozess vollzieht sich so langsam und zögernd, daß für die nächsten Jahre, vielleicht Jahrzehnte, dem Kapitalbedarf einer privatwirtschaftlich prosperierenden Wirtschaft nicht genügt werden kann, und insbesondere die deutsche Industrie auf die Unterstützung ausländischer Kapitalquellen angewiesen bleibt.

Die Notwendigkeit der Auslandskredite.

Hiermit kommen wir nun zu der Frage der ausländischen Kredite. Vorweg muß bemerkt werden, daß dieses Thema stets einen stark politischen Einschlag gehabt hat, weil die Kapitalisten eines Landes denjenigen eines anderen Landes nur dann Geld pumpen, wenn die politische Lage des Gläubigerlandes das Risiko einer ausländischen Kapitalanlage nicht über das Normale steigert. Wie sieht es nun in dieser Beziehung mit Deutschland als Gläubiger? Es ist im Laufe des Jahres 1924/25, besonders nach Abschluß des Londoner Paktes (August 1924), einer ganzen Reihe von Großfirmen, wie Krupp, A.G., Thyssen, Siemens und andere, gelungen, in den Vereinigten Staaten insgesamt für recht erhebliche Beträge langfristige Anleihen abzuschließen, zu einem Kostensatz von 9 bis 10 Proz. unter Berücksichtigung des Emissionskurfes). Kurzfristige Kredite sind von sehr zahlreichen deutschen Industrieunternehmen und Banken in der verschiedenartigsten Form im Ausland abgeschlossen und zum Teil auch schon abgewickelt worden. Diese Vorgänge haben, abgesehen von der wirtschaftlichen Bedeutung, jedenfalls noch den politischen Vorteil, daß amerikanische, englische, holländische und andere Wirtschaftskreise an dem Gedeihen der deutschen Industrie regen Anteil nehmen, was sich günstig in den wechselseitigen Beziehungen auswirken muß — ein Umstand, der für ein im Kriege unterlegenes und isoliertes Land zweifellos von großer Bedeutung ist.

Wirkungen der Wahl Hindenburgs.

In diese Entwicklung hat nun die Wahl Hindenburgs ein ganz neues Moment hineingetragen. Die mit diesem Namen verbundenen Vorstellungen haben in den Vereinigten Staaten ganz allgemein die Befürchtung ausgelöst, daß Frankreich seine in letzter Zeit auf Verständigung eingestellte Politik verlassen und Deutschland gegenüber wieder eine Stellung einnehmen werde, die Gewaltmaßnahmen, wie die Ruhrinvasion, nicht ausschließt. Jedenfalls erscheint nach amerikanischer Auffassung eine baldige Lösung aller schwebenden Fragen, wie Abrüstung, Sicherheitspakt, Eintritt in den Völkerbund, als ganz unwahrscheinlich. Allerdings scheint man in den Vereinigten Staaten gewillt zu sein, auf Frankreich einen finanziellen Druck auszuüben, um es nicht zu Kompensationen auf dem europäischen Kontinent kommen zu lassen — das erfordert schon die Sicherheit der bereits nach Deutschland gelehten Kredite. Jedenfalls aber fühlt sich das ausländische Kapital durch die Wahl Hindenburgs zur Vorsicht und zur wenigstens zeitweiligen Zurückhaltung veranlaßt. Langfristige Kredite werden in nächster Zeit wohl überhaupt nicht oder nur unter sehr viel ungünstigeren Bedingungen als bisher zu erlangen sein. Damit kann man schon heute feststellen, daß die Wahl eine mit vieler Mühe eingeleitete günstige Entwicklung unterbrochen hat und die deutschen Industrien nicht nur die Wahlpropaganda zu bezahlen haben, sondern auch in Form teurer Kredite weitere Lasten dieser Wahl zu tragen haben — oder richtiger auf die Preise abzumäßen versuchen werden.

Dr. R. v. Ungern-Sternberg.

Die österreichische Arbeiterbank.

Aus Wien wird uns geschrieben: Die Arbeiterbank, die die österreichischen Genossenschaften und Gewerkschaften vor zwei Jahren gegründet haben, hat kürzlich ihre Generalversammlung abgehalten, und der Bericht, den der Präsident der Bank, Nationalrat Dr. Renner, gab, erbrachte den Beweis, daß die Arbeiterbank nicht nur in den zwei Jahren ihres Bestandes ständig angewachsen ist, sondern auch, daß sie heute ein geradezu unentbehrliches Kampfmittel im Klassenkampf der Arbeiterklasse ist. Den besten Beweis für die Solidität der österreichischen Genossenschaftsbewegung bietet die Tatsache, daß unter so vielen Zusammenbrüchen des Krisenjahres 1924 auch nicht ein einziges genossenschaftliches und gewerkschaftliches Institut der Arbeiterbank ist. Das konnte Dr. Renner mit Recht als vornehmlichstes Verdienst der Arbeiterbank erklären, die nicht nur mit den Genossenschaften in ständiger Verbindung stand, sondern auch die Zentralisierung der Kräfte und der Mittel dieser Organisationen sicherte. Auch mit den Gewerkschaften besteht eine enge Verbindung, und zwei große Lohnbewegungen, der Bankbeamten und der Metallarbeiter, hatten ihre Stütze an der Arbeiterbank und verdanken ihr vor allem den guten Ausgang. Aber nicht genug daran, hat die Arbeiterbank im abgelaufenen Jahre eine große Leistung vollbracht, indem sie ein in Bedrängnis geratenes genossenschaftliches Unternehmen der Staatsangestellten, die „Stafa“, flott machte und der genossenschaftlichen Organisation der Arbeiterbank angliederte.

Daß die Arbeiterbank ein Organ der Arbeiterbank ist, geht schon daraus hervor, daß ihre Aktionäre ausschließlich Arbeiterorganisationen, Gewerkschaften und Genossenschaften sind, deren Vertrauensmänner in allen leitenden und überwachenden Organen der Bank sitzen. Im abgelaufenen Jahre sind eine Reihe neuer Organisationen, die ihre bisherigen Bankverbindungen lösen konnten, mit der Arbeiterbank in Verbindung getreten, unter ihnen vor allem die Eisenbahnergewerkschaft und die Sozialversicherungsinstitute. Kredite hat die Bank ursprünglich nur an Organisationen gegeben. Als aber im Frühjahr 1924 die Mittel über diesen Bedarf hinaus angewachsen waren, wurden auch Kredite an Private gewährt. Aber schon nach wenigen Monaten ist man davon wieder abgekommen und hat lieber auf höhere Zinsen verzichtet, als man sah, wie viele private Firmen verkrachten. Seit August ist grundsätzlich kein Privatkredit mehr gegeben worden. Bis zum 1. Januar 1925 wurden Spareinlagen nur von Organisationen angenommen. Seither nehmen die Filialen der OeC. (Großeinkaufsgesellschaft Österreichischer Consumvereine) für die Arbeiterbank auch private Spareinlagen entgegen, um den Arbeitern und Angestellten, die nicht imstande sind, Kleider, Wäsche und Wohnungseinrichtungen auf einmal zu bezahlen, die Möglichkeit zum Sparen für diese Zwecke zu geben.

Das Aktientkapital, das im vorigen Jahre von zwei Milliarden Kronen auf fünf Milliarden erhöht worden war, wurde auf der Generalversammlung neuerlich auf zehn Milliarden Kronen (eine Million Schilling oder etwa 600 000 Goldmark) erhöht. Der Reingewinn betrug 1 212 600 700 Kronen (121 260 Schilling oder etwa 80 000 Goldmark). Dem Reservefonds, der im vorigen Jahre bereits zwei Milliarden Kronen erreicht hatte, wurden aus dem Reingewinn neuerlich 400 Millionen Kronen (40 000 Schilling gleich 25 000 Goldmark) zugewiesen.

Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Berlin. Diese große Holding-Gesellschaft von Elektrizitätserzeugungs-, Straßenbahn- und verwandten Industrieunternehmen, die hauptsächlich deutsche, aber auch ungarische, schweizerische und spanische Gesellschaften kontrolliert, kann ihren Aktionären für ihr Aktienkapital von 40 Millionen für das Jahr 1924 6 Proz. Dividende zahlen. Diese 6prozentige Dividende muß als Abzahlungsdividende betrachtet werden, denn sämtliche Dividendenerträge der Beteiligungen, die übrigens keinen geringeren Nominalbetrag als rund 80 Millionen ausmachen (nur mit 40,3 Mill. bewertet!), stehen für 1924 noch aus, da keine der Beteiligungsgesellschaften vor dem 31. Dezember 1924 abgeschlossen hat. Da der Geschäftsbericht selbst für die Beteiligungspapiere im Durchschnitt eine Ausschüttung von 8—10 Proz. erwartet und der Gewinnabschluß für 1924 nur die mageren Papiergewinne von 1923 aufnehmen konnte, hat die Gesellschaft für 1925 einen Reihgewinn von reichlich 5 Millionen zu erwarten. Die nach wie vor günstige Konjunktur der Stromerzeugungs- und der übrigen Elektrizitätsindustrie wird das Ertragsniveau eher steigern als verringern, so daß eine sehr hohe Dividendenausschüttung für 1925 zu erwarten ist. Die auf fallend niedrige Feststellung des Gesellschaftskapitals in der Goldbilanz auf 30 Mill. gegenüber 60 Mill. 1913, die allerdings durch eine ebenso auffallend niedrige Bewertung der Beteiligungen verursacht war (etwa 50 Proz.), wird in dem für 1925 zu erwartenden Ertragsausweis als keine Stütze finden, und die Gläubiger der rund 24 Mill. Goldmarkobligationen, die mit rund 3,6 Mill. abgefunden werden, sehen ihre Zins- und Kapitalansprüche den Großaktionären der Gesellschaft zufließen, unter denen die Berliner Großbanken stark vertreten sind. Der Besitz an Beteiligungen wurde im Jahre 1924 nicht nur gegenüber der Goldbilanz (36,9 Mill.), sondern auch gegenüber der Prospektzwischenbilanz vom 30. November 1924 (39,5 Mill.) erweitert, und zwar auf 40,32 Millionen. Die zum Ausbau elektrischer Werke vorgenommene Kapitalerhöhung um 10 Mill. auf 40 Mill. Mark ist durchgeführt. Es wurden aber nur 3 Mill. im Inland untergebracht, während 5 Mill. anscheinend an ein englisches Bankkonfortium abwanderten und 2 Millionen noch nicht abgelehnt sind. Dennoch wird auch an diese die Dividende gehen. Die Bilanz der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen zeigt, wie vorsichtig man in der Beurteilung der ersten Abschlußbilanzen nach der Goldbilanz sein muß. In allen Abschlußbilanzen zum 31. Dezember 1924, und das ist die große Mehrzahl, werden für das Jahr 1924 noch die Erträge aus den Beteiligungen fehlen. Soweit Unternehmungen auf größere Beteiligungen gestützt sind, und das gilt für alle Finanzkongernte und für fast alle Industriekongernte, wird deren tatsächliche Rentabilität aus den Abschlußbilanzen zum 31. Dezember überhaupt noch nicht ersichtlich sein. Das wird man im Auge zu behalten haben, wenn die Industrie die tatsächlichen Dividendenausschüttungen von 1924 zum Maßstab ihrer wirtschaftspolitischen Forderungen wird machen wollen.

Aus dem Barmat-Konzern. Die zum Barmat-Konzern gehörige J. Roth & Co. hatte Obligationen, mit 11 Proz. verzinslich, in einem Betrage von 13 Millionen Mark ausgegeben. Die Obligationen sollen durch hypothekarische Eintragung auf den Grundstücken der Gesellschaften, die zum J. Roth-Konzern gehören, sichergestellt sein. Gleichzeitig hatte die Allgemeine Garantie-Bank die selbstschuldnerische Bürgschaft für die Anleihen übernommen und sie hatte sich durch Rückversicherung bei 20 prominenten Gesellschaften für etwaige Haftungsmöglichkeiten gedeckt. Am 1. Januar 1925 war die erste Zinsrate für die Obligationen fällig. Sie konnte nicht gezahlt werden, weil kein Geld vorhanden war. Und nun waren die Obligationäre zu einer Versammlung einberufen worden, um in die Stundung der Zinsen zu willigen. Wenn nämlich diese Stundung nicht bewilligt worden wäre, so wären die Obligationen sofort fällig geworden und der Konkurs der J. Roth & Co. wäre unvermeidlich gewesen. Die Gesellschaft steht unter Geschäftsaufsicht, die unter Billigung von 98 Proz. der Gläubiger bis zum 17. Oktober 1925 verlängert worden ist. Die Befriedigung der Obligationäre soll in der Weise vor sich gehen, daß auf den Grundstücken, auf denen die Sicherheitshypothek für die Obligationen nicht an erster Stelle steht, die Ablösung der ersten Hypothek versucht werden, im übrigen aber der freihändige Verkauf der Grundstücke, auf welchen die Hypotheken lasten, bewirkt werden soll. Diese Abwicklung wird um so schwieriger sein, als eine der Gesellschaften, die J. Roth & Co., ein Urteil erzieht hat, nach dem aus formellen Gründen die schon eingetragene Hypothek gelöscht werden muß. Gegen das Urteil ist Beschwerde eingelegt. Im Anschluß an die Versammlung wurde eine freie Vereinbarung der Obligationäre unter Vorsitz des Kommerzienrats Manasse von der Liquidations- und Treuhänder-Gesellschaft, in deren Händen bekanntlich die Abwicklung der Geschäfte des Barmat-Konzerns liegt, gegründet. In den Beirat dieser Gesellschaft wurden gewählt: aus den Kreisen, die der Liquidations- und Treuhänder-Gesellschaft nabestehen, die Herren Staatsminister a. D. Dernburg, der Aufsichtsratsvorsitzende der genannten Gesellschaft, und Geh. Oberregierungsrat Dr. Reich von der Seehandlung, aus den Kreisen der freien Obligationäre die Rechtsanwälte Dr. Israel, welcher die Banken vertritt, bei denen die Obligationen untergebracht sind, und Dr. Frankfurter.

Deutsche Werte A. G. Wie wir von der Verwaltung der Deutschen Werte A. G. erfahren, findet am 22. Mai d. J. in den Räumen der Gesellschaft eine Generalversammlung statt, welche sich mit der Ausführung des Beschlusses des Aufsichtsrats vom 27. Februar d. J. befaßt wird. Nach diesem schon seinerzeit bekanntgegebenen Beschlusse sollen die in Betrieb verbleibenden Werte in selbständige Gesellschaften umgewandelt werden; grundsätzlich neue Entscheidungen kommen nicht in Frage. Inzwischen sind z. B. die Werte in Ingolstadt und Amberg unter Beteiligung des bayerischen Staates in selbständige Gesellschaften umgewandelt worden. Die neuen Gesellschaften werden ohne Beteiligung von Privatkapital gegründet.

JANDORF

Strümpfe

- | | | |
|-----------------------|----------------------------------------------------------------------------|------|
| Damenstrümpfe | feinfädig, gut verstärkt, schwarz oder farbig | 0.58 |
| Damenstrümpfe | Seidengriff, mit Doppelsohle, Hochferse, schwarz oder farbig | 0.68 |
| Damenstrümpfe | Mako, Doppelsohle, Hochferse, schwarz, farbig | 1.15 |
| Damenstrümpfe | prima Seidenfior, breiter Doppelrand, Doppelsohle, Hochferse, viele Farben | 1.65 |
| Herren-Socken | farbig oder grau meliert, gut verstärkt | 0.48 |
| Herren-Schweiß-Socken | gute, wollhaltige Qualität | 0.95 |

Kinder-Söckchen mit Wollrand, hell- oder dunkelfarbig, größte Auswahl zu billigen Preisen

Korbwaren

- für Garten und Balkon
- | | | |
|-----------------------|----------------------------------------------------|-------|
| Weidensessel | Vollweide mit Zopfrand | 4.95 |
| Peddigrohr-Sessel | in guter Ausführung, mit breitem Band | 7.90 |
| Peddigrohr-Wulstessel | stark verarbeitet, bequeme Form | 9.85 |
| Weidensessel | mit breiter Wulst, Vollweide mit schwarzen Knöpfen | 12.50 |

Besonders preiswert
Liegestuhl mit gutem Jute-Bezug, Hartholzgestell . . . 2.65

Glück und Elend der Haidas.

Der Niedergang eines Naturvolks durch das Gift der Zivilisation.

An der Westküste von Nordamerika, durch die Vancouver-Straße von British-Columbia getrennt, liegen die Königin-Charlotte-Inseln. Sie sind gebirgig, haben Fjordküsten und werden von Indianern bewohnt, die sich Du Haada nennen, was soviel wie „das Volk an der Bucht“ heißt. In der modernen Ethnographie werden sie Haidas genannt. Vor nicht hundert Jahren waren sie eine starke Nation, die mehrere zehntausend Köpfe zählte. Heute sind sie auf wenige hundert zusammengeschmolzen. Es gibt wenig Fälle, in denen in so kurzer Zeit ein so starker Verfall eines an sich scheinbar vollkommen gesunden und lebensfähigen Volkstums eingetreten wäre. Vergebens fragt man nach den Ursachen dieser Erscheinung. Ausgesprochen kriegerisch veranlagt, waren die Haidas früher die gefürchtetsten Feinde aller in ihrer Nachbarschaft lebenden Stämme. Heute fürchtet sie niemand mehr. Sie sind nur noch der Schatten ihrer selbst. Kümmerlich fristen sie ihr Dasein vom Fischfang und bauen in den dürtigsten Verhältnissen. Um so stärker kontrastieren hiermit die Leberreste der zum Teil sehr prächtigen und vielseitigen Kultur, die die Haidas in den guten Tagen ihrer Vergangenheit zu schaffen mußten.

Unter diesen Leberresten sind besonders bemerkenswert die sogenannten „Sihangs“, hohe, reichgeschnitzte Holzsäulen, die außerordentlich ausdrucksstark sind und für eine ungewöhnliche bildnerische Begabung ihrer Schöpfer zeugen. Diese Säulen standen früher vor jedem Haidahaus und trugen an ihrer Spitze regelmäßig ein Totemtier, einen Raben, Frosch, Adler, Walfisch oder Bären. Die Häuser selbst, angefüllt mit Wohlstand und versehen mit allerlei Bequemlichkeiten, bestanden aus Zedernholz und waren sehr geräumig. Besonders hervorzuheben ist, daß beim Bau dieser Häuser kein einziger Nagel verwendet wurde, daß sie aber trotzdem außerordentlich fest waren und keinerlei Fugen aufwiesen außer Stellen, an denen solche absichtlich angebracht wurden. Die einzigen Werkzeuge, mit denen die sehr schmierigen Arbeiten bewältigt wurden, die dies erforderte, waren primitive Äxte und Beile aus Stein. Erstaunlich ist es, daß die Handwerker der Haidas nicht nur imstande waren, mit so geringen Hilfsmitteln zu Rande zu kommen, sondern Arbeiten zu liefern, die nicht besser sein könnten, wenn bei ihrer Ausführung die modernsten Präzisionswerkzeuge verwendet worden wären. Die Schnitzarbeiten sind vollständig glatt und mathematisch scharf, jede Einzelheit vollendet in ihrer Art. Dasselbe gilt von den Schiffen, die gleichfalls aus Zedernholz verfertigt wurden und oft aroh genug waren, um außer einer Mannschaft von fünf bis neun Mann Ladungen von sechs bis acht Tonnen zu tragen. Die Schiffe, die zu Kriegszwecken benutzt wurden, wiesen am Kiel und Bug eine überaus reiche und farbenbunte Bemalung auf. Auch die Särge, in denen die Toten an zwei Pfosten festgebunden wurden, waren sehr kunstreich ausgestattet. Um so auffälliger ist es, daß die Haidas nie dazu kamen, die Kunst der Töpferei zu entwickeln, in der viele tiefer stehende Völkerchaften es ja mühsam zur Meisterschaft gebracht haben. Zum Kochen verwendeten sie Tröge aus Holz. Da diese nicht auf das offene Feuer gesetzt werden konnten, füllten sie sie mit Wasser und brachten es mit Hilfe von erhitzten Steinen zum Kochen. Dann wurde die zu kochende Speise einfach hineingeworfen. Auch Seife kannten sie nicht, benutzten aber Bimsstein zur Reinigung ihrer Sachen. Sie selbst wuschen sie wohl ebenmäßig, wie ihre heutigen Nachkommen es tun. Sie waren starke Raucher, kannten aber nicht den Tabak, sondern verfertigten sich ihr Rauchmaterial aus der inneren Rinde der Walde. Als künstliche Lichtquelle diente ihnen ein roher Feuerbrand, an dessen Stelle felsamerweise oft ein in ihren Gefäßen sehr häufig vorkommender Fisch trat, den sie selbst „Märkchen“ nannten. Der Fisch war wahrscheinlich sehr ölhaltig. Ein Vieh, das die Haidas noch heute fangen, nennt ihn den „leuchtenden Delfin“. Neben den bereits erwähnten Totemsäulen hatten sie auch Zaubersäulen, wie überhaupt Zauberei eine große Rolle bei ihnen gespielt hat. Einen Stamm für sich bildeten die Sa-ag-a oder Teufelsärzte. Die Aufnahme in diesen Stamm war jedoch nicht etwa eine Frage der Geburt, sondern erfolgte auf Grund von Wahlen nach erfolgter Beibringung eines entsprechenden Befähigungsnachweises. Es war nicht leicht, diesen Befähigungsnachweis zu führen. Unter anderem bestand in der Vertiefung einer Ummenge von Menschenfleisch, das gewöhnlich ein Sklave liefern mußte, der zu diesem Zweck getötet wurde. Die Teufelsärzte durften sich das Haar nicht schneiden lassen und verloren ihre Würde im Augenblick, da ein Schermesser ihren Scheitel berührte.

Der Verfall der Haidas trat ein, als sie mit der europäischen Zivilisation in Berührung kamen. Ihre Geschichte beweist erneut die

Richtigkeit der Theorie, daß die Urbevölkerung von Nordamerika den Verführungen der Zivilisation nicht gewachsen ist und ihr in kürzester Zeit erliegt. Der Anfang vom Ende war da, als die urwüchsigen Sitten und Gewohnheiten der Haidas durch das Beispiel europäischer Kolonisten erschüttert wurden. Die neuen Kulturkinder kannten von diesem Augenblick ab keinen anderen Wunsch, als es den weißen Göttern aus dem Osten gleichzutun. Sie verließen ihre heimischen Siedlungen, um in den Küstenstädten das Geld zu verdienen, das sie, die früher nur Tierfelle zu Bekleidungsgegenständen genutzt hatten, zur Anschaffung europäischen Konfektionsplunders benötigten. Den Rest besorgte der Alkohol. . . . Heute gibt es nur noch



„Das Wesen der Volksgewitterung besteht in erster Linie in einer rücksichtslosen Selbstkritik.“
(Resolution der A.P.D. v. 29. 4. 25.)

vier kleine Haidadörfer, wo früher nicht weniger als 39 Stämme von wimmelnder Volkszahl gehoben. Und während ihre Angehörigen einst stolze und gefürchtete Krieger und überdies die Schöpfer einer höchst eigenartigen urwüchsigen Kultur waren, sind die heute lebenden Haidas armelige Schächer, die froh sind, wenn sie den Gewässern rings um ihre Inseln ihren notdürftigsten Lebensunterhalt abgewinnen.

Das Schattenspiel als Volksbelustigung.

Die lebende Photographie, die im Kino auf der Leinwand erscheint, hat mit der uralten Schattenspielform manches gemeinsam, aber wenn sie auch die Wirklichkeit weit getreuer wiedergibt als die vom Künstler geschaffene und bewegte Figur, so ist doch das Schattenspiel dem Lichtspiel künstlerisch ebenso überlegen, wie der Maler dem Photographen, und das Kino ist von der phantastisch-freien Welt der Schattenspielform durch die mechanisierende Macht der Maschine getrennt. Wenn man immer wieder, und besonders in neuester Zeit, versucht hat, das Schattenspiel zu neuer Blüte zu bringen, so liegt das in der unzerstörbaren Wirkung dieser eigenartigen Urform und Nebenform des Theaters, die in einfachster Weise verschiedene Ränke zu einem Gesamtwert zusammenschließt. Das vielgestaltige Schattenspiel auf allen Teilen der Erde und durch die Jahrtausende hin hat einen ausgezeichneten Historiker gefunden in dem Kieler Orientalisten Georg Jacob, dessen „Geschichte des Schattentheaters“ jetzt in einer völlig umgearbeiteten zweiten Auflage bei der Orientbuchhandlung Heinz Lohse in Hannover erschienen ist und das grundlegende Werk über dies reizvolle Thema darstellt. Wir können hier das bunte Wechselspiel der Schattenspielformen im Morgenland und Abendland verfolgen. Aus dem Orient, wahrscheinlich aus China, hat das Schattentheater seinen Siegeszug durch die Welt angetreten, und schon in vorchristlicher Zeit erdichteten im fernsten Osten indische Dichter in der gestaltungsreichen Bühne des Abbild dieser Welt des Scheines. Auf verschiedenen Straßen, durch kunstgeübte Sklavinnen, unstete Zigeuner und wandernde Bettelmönche wird die Schattenspielform in der Welt des Islam zu einer reich ausgebildeten

ten Kunst, in der sich Bildnerie und Dichtung, Märchenwitz und herber Humor zu wunderbaren Schöpfungen vereinigten, und herumziehende Gaukler sind es, die dann im 17. Jahrhundert den Schattenspielen auch nach dem Abendland trugen, wo sich in ihm wieder ein neuer Geist spiegelt. Bis her nahm man an, daß die Schattenspielform erst mit der China-Rode des 18. Jahrhunderts von Frankreich aus nach Deutschland gekommen sei. Jacob aber weist nach, daß Schattenspiel und Silhouette in Deutschland früher als in Frankreich auftraten, und daß die Schattenspielform schon im 17. Jahrhundert sich bei uns als Volksbelustigung einbürgerte.

Das alte deutsche Schattenspiel der Jahrmärkte stammt aus Italien, wohin es schon in der Renaissance aus dem Orient gebracht worden war. „Italienische Schatten“ hießen die Vorstellungen, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts von den fahrenden Komödianten in deutschen Städten geübt wurden. Auch die dem Schattenspiel nahe verwandte Zauberlaterne war im 17. Jahrhundert bereits in Italien verbreitet, doch ist nicht Anthonius Kircher ihr Erfinder, sondern die „Laterna magica“ war schon im 15. Jahrhundert bekannt. Die in Deutschland umherziehenden Schattenspieler waren noch im 18. Jahrhundert meist Italiener. So finden wir in Goethes „Jahrmärkte von Pflundersweilern“ den Schattenspielmann als deutsch redendenden Ausländer, und der Dichter selbst hatte diese fremdländischen Gaukler mit ihren phantastischen Vorstellungen schon als Kind in Frankfurt a. M. gesehen. Ummäßig aber ging die Kunst des Schattenspiels auch in deutsche Hände über. So pflegte der Hofkomödiant Johann Ferdinand Beck die Zwischenakte seiner Haupt- und Staatsaktionen, die er 1731 zu Frankfurt a. M. aufführte, durch kunstvolle Schattenspiele anziehend zu machen. In manchen Anknüpfungen fahrender Komödianten wird auf solche Schattenspiele hingewiesen, und in der Dichtung wie im Volksmund erscheint das Schattenspiel als Volksbelustigung, die auf den Jahrmärkten mit dem „Orgelium Dubeldumben“ der Vielerlebensbegleitung vorgeführt wurde. Als die deutsche Romantik das Schattenspiel zur Kunstform erhob, da glaubte sie, auf eine alte vollstümliche Leberlieferung zurückzugreifen, in der sie bedeutende dichterische Möglichkeiten erblickte. Besonders Justinus Kerner und der Münchener Graf Bocci haben wertvolle Schattenspiele geschaffen und aufgeführt, und Wörte sah im Schattenspiel die eigentliche Theaterkunst der Märchenpoesie verkörpert, fand in ihr die natürliche Verbindung zwischen Dichtung und Malerei. Das Kino hat heute manches verwirklicht, was den Reubelern des Schattenspiels vor 100 Jahren vorschwebte, aber auch zum Schattentheater selbst ist man zurückgekehrt, wie der große Erfolg der „Schwabinger Schattenspiele“ bewies.

Ameisen als Landplage. Schon die Bibel kennt die furchtbaren Verwüstungen der Wanderheuschrecke, deren Heerzüge gleich einem Ungewitter über blühende Landschaften hereinbrechen. „Sie bedekten das Land und verfinsterten es. Sie fraßen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen und an Kraut auf dem Felde in ganz Ägypten.“ (2. Buch Moses.)

Weniger bekannt dürfte es aber sein, daß es in Afrika eine Ameisenart gibt, die, ähnlich wie die Heuschrecke, in geschlossenen Massen auf die Wanderhaft geht und, wohin sie kommt, Verderben bringt. Während aber die Heuschrecken nur über Wiesen, Felder und Pflanzungen herfallen, führen die „Siafu“ — wie ihr einheimischer Name lautet — einen planmäßigen Vernichtungszug gegen alle schwächeren Lebewesen. Sie marschieren zunächst in geschlossenen Kolonnen auf, schwärmen dann aus und schließen das Beutegebiet — eine Waldlichtung etwa — nach allen Seiten ab. Dann beginnt das Vernichtungswerk, von dem Rotzahn in seinen ostafrikanischen Reisebildern „Habar“ (Streder u. Schröder, Stuttgart) ein anschauliches Bild entwirft. Die bedrohten Kleintiere — Käfer, Spinnen, Grillen, Skorpione, ja sogar kleine Schlangen — suchen sich in wilder Flucht zu retten. Reißt sich alle Anstrengungen vergeblich, der Feind hat die Lichtung umringt und eingeschlossen. Von allen Seiten ziehen jetzt die Siafu auf ihre Opfer los. Dort windet sich eine Baumsehne, verzweifelt schnellt sie hin und her und verucht ihre Reiniere abzuschütteln. Zu spät. Die Ameisen schlagen ihr die scharfen Janggen in den Leib und senden solange das lähmende Gift in die Wunden, bis die Zuckungen des Opfers schwächer und schwächer werden. Noch verzweifelter ist der Kampf der kleinen Raquetiere. Sie kriechen in Erldörner und Spalten und werden dort vor den nachdringenden Verfolger, in die Enge getrieben, überwältigt. Die kleineren Flüchtlinge, Heuschrecken und Spinnen, sind rascher erledigt. Das ganze Treiben dauert eine Stunde. Dann ist auf dem Kampffeld nichts Lebendes mehr zu sehen. Die Siafu haben ihre Arbeit gründlich getan. Sie schließen sich wieder zusammen und ziehen in langen Marktschlangen dem Busch zu.

Sommer auf dem Lande.

2] Dadelerlebnisse von Soend Fleuron.

Schnipp sah, Schnipp hörte, Schnipp lernte . . . und die Erde mit ihren Seltsamkeiten erkundete nach und nach vor dem kleinen Hund. Hier auf dem großen, unbewässerten Bauplatz, wo die farben des Sommers eine Freistadt hatten, wo das Rot knospte, das Blau blühte, das Weiß und Gelb in Wolken vor dem Auge schwebte, wo selbst das Orangefarbige und Indigoblau den Kopf hervorstrahlte — hier blühte auch Schnipp Fideles Adelsahn auf.

Das Mädchen, das die Herrschaft besah, lag eine knappe halbe Stunde von der Villa entfernt. Die vornehmen Leute gingen jeden Tag einmal hin, in der Regel in der Zeit zwischen dem Morgentee und dem Frühstück.

Schnipp war immer voran — und von hinten nahm er sich doch am prächtigsten aus!

Mit viel Anstand führte er sich auf, zeigte die Bildklauen und ließ die schwarzen Schwimeln an den Pfoten schimmern. Er schnippte mit den Vorderläufen, warf sie nonchalant nach den Seiten, wedelte mit den Ohren und trug den Kopf hoch, so daß er frei um sich blicken konnte.

Auf dem Gehöft gab es noch viele andere Seltsamkeiten der Erde: grunzende Daffel, Lämmer mit Wollschwänzen, in die sich jeder hineinbeißten ließ, große schraubende Kühe mit nasen, kalten Mäulern, die ihn geradwegs zu Narrenpöffen ermunterten, indem sie die Hörner senkten und Mäh! sagten. Da waren die Hähne, die so nett einladend verbeißelt waren, sobald er sich bloß auf dem Misthaufen zeigte; und in demselben Augenblick, wo sie losströhnten, konnte er sich nicht halten, er mußte ihnen nachgaloppieren. Und da waren auch stinke Katzen hinter schweren Kleinfäden und Pferde, so groß, daß seine kleine Herrscherin, wenn sie in den Sattel gesetzt wurde, ihm wie eine riesige weiße Holunderblüte hoch oben in den Wolken erschien.

Schnipp, der jetzt außerhalb des Armereichs der Jungfer Sörensen war, bekam nur die Erzählung, die er sich selber schaffen konnte.

Eines Tages war eine Gans so freundlich, sich seiner anzunehmen, sie packte ihn an dem einen Ohr und zog ihn zur Tränke hinaus, damit er da ertränkt werden sollte. In einem anderen Tage raute eine Bruthenne auf ihn zu. Schnipp merkte, daß sie heißen

konnte wie er und mit ihren Krallen garstig kratzte und schrapte. Er hätte so recht einer gründlichen Lektion bedurft; aber in beiden Fällen stürzte der Bewalter hinzu und schlug mit dem Stock nach Gans und Henne:

„Tod und Teufel! . . . Sollte das Federvieh den Hund der Herrschaft zugrunde richten?“

Der Weg zum Gehöft führte quer durch das Strandwäldchen und dann längs eines Pfades auf offene Felder hinaus. In dem Wäldchen war ein großes, von Schierling und Brennesseln bewachsenes Gestrüpp, und mitten darin gähnte aus dem Erdboden ein Loch mit gelbem, herausgescharrem Sande davor. In dem Sand sah man zahlreiche Krantenpuren. . . .

Das Loch führte zu einer Fuchshöhle hinab.

Es war bloß ein Sommerbau, der erst richtig in Benutzung genommen wurde, wenn der Schierling ganz hoch gewachsen und die Brennesseln so dicht geworden waren, daß das Eingangsloch nicht ohne weiteres in die Augen fiel.

Diese Höhle übte auf Schnipp seit jenem Tage, wo er zufällig auf sie stieß, eine starke Anziehungskraft aus.

Während er im Gras lag und an einem Knochen nagte, pflegte ihm der schwarze, gährende Höhlengang mit dem sonnengebleichten Sandhaufen in den Sinn zu kommen; der Gang zog ihn mit geheimnisvoller Macht an. Es war, als würde er in einen ganz anderen Hund verwandelt, sobald er in die Nähe des Höhleneingangs kam. Knochen ließ er Knochen sein, wenn ihm die Höhle einfiel.

Er jagte durch das Garienspörchen aufs Feld, dessen Räuflöcher und Schmetterlinge ihm nicht mehr reizten, quer über den Weg und in das Wäldchen hinein.

Aber wenn er sich nach und nach dem geheimnisvollen Schwarz näherte, das einem großen Auge gleich unter der Braue des Gestrüpps hervorsah, mähtigte er die Geschwindigkeit. Die Ohren wurden emporgehoben, der Schwanz aufwärtsgekrümmt. Bald trippelte er bloß — und schließlich ging er feierlich langsam vorwärts, Schritt für Schritt und auf steifen Beinen.

Duftreiche Windstöße fuhren wie Zugwind durch das Unterholz. Er roch den Flor der Kesseln, die süßen Sauerampferblüten und den warmen Erdschweiß, der dem Boden entstieg. Dann hielt er gerade auf der Grenze des Schwarzen an, stand mit bligenden Augen da und starrte abwärts.

Halbe Stunden lang stand er so und entschwand sich selbst, als ob er schlief. Sein Atem ging und ging, ohne daß er es merkte, in ihm wuchs und garte es stark; er konnte sich nicht erklären warum,

aber es war wahnsinnig herrlich, bloß ganz allein hier stehen zu dürfen!

Dem Loch entstieg eine eigentümlich herbe, erregende Fährte, in immer verstärktem Grade, je länger er den Hals reckte. Es roch nach Wald und Moor, nach alten Hundestissen voller Fährte, nach aufbewahrten Knochen, vergrabenen Lederbissen und anderen Herrlichkeiten.

Während die Tage verstrichen, wurde er immer verwegener; er lieferte sich der Höhle immer mehr und mehr aus.

Eines Morgens, als er viele Stunden lang dort gestanden hatte, schlich das Dunkel von der Höhle sich weiter und weiter auf ihn zu; er selbst hatte sich nämlich, ohne es zu wissen, eine ganze Hundelänge weit in die schwarze Röhre hineingewagt. Der starke Duft dort unten aus der Tiefe der Erde berouschte ihn, und seltsame Schatten brachten die Luft um seinen Kopf ins Sieben; als er eine Weile dort gestanden hatte, erwachte er gleichsam und entsann sich, wo er war — und über seine eigene Kühnheit entsehl, schob er rückwärts hinout.

Aber die magische Höhle ließ ihm keine Ruhe; mehrmals täglich, Woche auf Woche, besuchte er sie — und eines schönen Nachmittags verschwand er in einer seiner unverständlichen Ekstasen so tief hinein, daß nur gerade die Spitze seines Schwanzes noch draußen im Lichte war.

In diesem Tage kam er ganz verwirrt nach Hause, voller Sand auf dem Rücken; er war drinnen in dem Berge gewesen — die Höhle hatte sich endlich erschlossen!

Aber von nun an war Schnipps Freude über alle Sofaeden und Rissen verdunstet; er kannte einen besseren Ort unter einer schweren Wurzel in einem dichten Kesselswalde, wo wühlende Winde kamen und gingen, wo die Sonnenstrahlen kühlten, tangzten und spielten, wo die Mäusel mit verwunderten Augen sich hervorsagten und im Nu wieder in der Erde verschwand. Wo Schnecken mit sonderbaren Hörnern feierlich herankamen, wo Käfer über licht-erfüllte Felder jagten, wo eines Tages eine Wildentenmutter mit einer ganzen Schar frisch ausgebrüteter Entlein hinter sich plötzlich hervortrat und — als er auf sie zuströmte — so krank wurde, so krank, daß er im Begriff war, nach den Federn ihres Schwanzes zu fassen. Ja, eine Stelle kannte er — mitten drinnen im aller-tiefsten Kesselswalde, wo die schwarze Höhle mit dem hinabgedehnten Laube und den Spinnweben in den Ecken hervorgähnte, dort lag er oft Stunde auf Stunde, wie von einem Zauber gebannt.

(Fortsetzung folgt.)

